

Gelingsbedingungen für die Prävention von interpersonaler Gewalt im Kindes- und Jugendalter



Heute für ein **besseres** Morgen.



Titelseite 1. & 2. Auflage (2008)

Herausgeber:
Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention
c/o Bundesministerium des Innern
Graurheindorfer Straße 198, 53117 Bonn

3. korrigierte und überarbeitete Auflage
© Copyright 03/2012 by DFK, Bonn
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-00-024170-3

Gelingensbedingungen für die Prävention von interpersonaler Gewalt im Kindes- und Jugendalter

Expertise zur Vorlage bei der
Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention (DFK)
(als pdf-Datei bei www.kriminalpraevention.de abrufbar)

Autoren:
Herbert Scheithauer, Charlotte Rosenbach und Kay Niebank
mit Ergänzungen im Kapitel 3 von Wolfgang Kahl

Prof. Dr. phil. Herbert Scheithauer
Universitätsprofessor für Pädagogische und Entwicklungspsychologie,
Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft & Angewandte Entwicklungspsychologie,
Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie,
Wissenschaftsbereich Psychologie, Pf 19

Freie Universität Berlin
Habelschwerdter Allee 45
D - 14195 Berlin
Telefon ++49 (0) 30 838-5 65 46
Fax ++49 (0) 30 838-5 65 88
E-Mail hscheit@zedat.fu-berlin.de

Das Autorenteam bedankt sich für die Literaturrecherche, das Datenmanagement sowie die weit darüber hinausgehende engagierte Unterstützung und die wertvollen Hinweise bei:
Dipl.-Psych. Tobias Hayer
Dipl.-Psych. Jana Mahlke
Dipl.-Psych. Franziska Rösch

Vorwort zur 3. Auflage

„Nur durch aufeinander aufbauende, langjährige, die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen berücksichtigende und begleitende Prävention und Entwicklungsförderung kann eine Reduktion bzw. Verhinderung von Gewalt erzielt werden.“ Mit diesem Plädoyer endet die im Auftrag der Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention (DFK) von Professor Dr. Herbert Scheithauer und seinem Team (Charlotte Rosenbach und Kay Niebank) verfasste Expertise, die in korrigierter und überarbeiteter, jetzt 3. Auflage vorliegt.

Die erstmals im April 2008 vom DFK herausgegebene Broschüre konnte mit der Darstellung und Begründung eines weit gefassten entwicklungsorientierten Präventionsansatzes eine Lücke im Wissensangebot zur Gewaltprävention schließen und seitdem den gewaltpräventiven Diskurs maßgeblich beeinflussen, wie die steigende Nachfrage nach universellen Präventionsansätzen z.B. im schulischen Kontext zeigt.

Auf der Grundlage einer systematischen Literaturrecherche von Metaanalysen und Reviews zu Aggression und Gewalt haben die Wissenschaftler Bedingungen für das Gelingen präventiver Arbeit abgeleitet und zusammenfassend benannt:

- Systematische Herangehensweise bei der Gestaltung von Präventionsmaßnahmen, d.h. die durchzuführenden Maßnahmen sollten theoretisch begründet (bewährte Modelle) und empirisch abgesichert (Wirksamkeitsnachweise) sein.
- Die Berücksichtigung des Einflusses von wichtigen Entwicklungsaufgaben und Entwicklungsübergängen im Kindes- und Jugendalter.
- Die Berücksichtigung der Anzahl, Intensität und Dauer von risikoh erhöhenden, aber auch risikomildernden Bedingungen und ihrer Wechselwirkung.
- Die Berücksichtigung von Alter und psychosozialer Entwicklung.
- Die Berücksichtigung individueller Bedingungen und Entwicklungspfade.
- Die Berücksichtigung multipler Risikokomponenten in Form multimodaler Maßnahmen in den Handlungsfeldern Individuum, Familie, Schule, soziales Umfeld.
- Die Betonung der risikomildernden Bedingungen von Kindern und Jugendlichen, deren Eltern und dem sozialen Umfeld.
- Die Fokussierung auf mehrere Komponenten (multimethodale Prävention) wie kognitive, behaviorale und affektive Aspekte.
- Die Ausführung der Maßnahmen über längere Zeiträume.

- Die Ergänzung universeller Maßnahmen durch selektive bzw. indizierte Maßnahmen.

Professor Scheithauer betont insbesondere die Bedeutung universeller Maßnahmen, die auf die Förderung emotionaler und sozialer Kompetenzen bereits im frühen Alter zielen. Positive Effekte im Sinne einer allgemeinen Kompetenzförderung kommen allen Teilnehmern zu Gute. Gewaltpräventive Effekte stellen sich bei denjenigen Kindern und Jugendlichen ein, die ein konkretes Risiko aufweisen, später gewalttätig zu werden. Aber auch Wirkungen im Hinblick auf andere Risiken (z.B. Sucht, Depression) können erreicht werden. Für Risikogruppen bedarf es - im weiteren Entwicklungsverlauf ergänzend - selektiver bzw. spezieller Maßnahmen und bereits gewalttätige Kinder/Jugendliche benötigen Hilfe im Sinne besonderer, indizierter Präventionsmaßnahmen.

Die Publikation richtet sich an Präventionsfachkräfte, Wissenschaftler und Verantwortliche für Prävention in Verwaltung und Kommunen. Sie ermöglicht eine Auseinandersetzung mit Präventionsprogrammen auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse und gibt Hinweise für die Implementierung evaluierter Programme. Es ist zu wünschen, dass es mit Hilfe dieser Veröffentlichung gelingt, Programme besser auszuwählen sowie gezielter und wirkungsvoller einzusetzen.

Weiterhin ist mit der Herausgabe der Broschüre die Hoffnung verbunden, einen wichtigen Beitrag zu einem entwicklungsorientierten Verständnis von Prävention zu leisten, in dem Gewaltprävention nicht nur und erst dann einsetzt, wenn Kinder und Jugendliche auffällig werden. Zudem ist zu hoffen, dass die Akteure in den Handlungsfeldern Familie, institutionelle Betreuung, Schule und soziale Umwelt durch die Lektüre motiviert werden, ihrer jeweiligen Verantwortung besser gerecht werden zu können und mit einem gemeinsamen Verständnis von Entwicklungsförderung zu kooperieren.

Im Sinne einer Weiterentwicklung des konzeptionellen Ansatzes „entwicklungsorientierter Prävention“ arbeitet Professor Scheithauer in enger Kooperation mit der DFK-Geschäftsstelle an einer ergänzenden Expertise, die u.a. Qualitätskriterien entwicklungsorientierter Präventionsprogramme konkretisieren sowie Erfordernisse und Möglichkeiten für erfolgreiche Implementierungen aufzeigen wird (Herausgabe zum Jahresende 2012 geplant).

Vorletzt zwei redaktionelle Hinweise:

- Kapitel 3 ergänzt die Datenlage zur Entwicklung der Gewaltkriminalität um aktuelle kriminologische Forschungen zum Dunkelfeld.
- Die tabellarischen Anhänge der bisherigen Auflagen (Literaturrecherche und Ergebnisse) sind in der gedruckten Neuauflage nicht mehr enthalten und stehen als pdf-Dokument auf der DFK-Website www.kriminalpraevention.de (DFK-Publikationen) zum Download bereit.

Zuletzt wünsche ich allen Leserinnen und Lesern eine Erkenntnis unterstützende Lektüre, die zur motivierten Präventionsarbeit beiträgt. Herrn Professor Scheithauer und seinem Team gilt der Dank für nach wie vor sehr engagierte und gelingende Zusammenarbeit.

Wolfgang Kahl, Projektverantwortlicher im DFK, März 2012

Vorwort 1. und 2. Auflage

Wer erlebt, wie Kinder miteinander Konflikte aushandeln, wie sie streiten und um eine Lösung ringen, weiß, dass dies nicht immer ohne Schwierigkeiten geht. Meist kann kurz danach beobachtet werden, wie sie sich selbst, ohne fremde Hilfe auf einen neuen Status Quo geeinigt haben. Vielfach gibt es aber auch Verlierer: Jemand der Hilfe bei einem Erwachsenen sucht, weil er oder sie sich benachteiligt, verletzt oder beleidigt fühlt, oder jemand der immer den kürzern zieht. Nicht immer findet sich eine Person mit einem offenen Ohr, die unparteiisch vermittelt oder den Kindern hilft, eine Lösung zu finden.

Den gewaltlosen Umgang mit Konflikten im Elternhaus oder in der Peergruppe zu erlernen, ist leider nicht allen Kindern möglich. Auch viele Eltern fühlen sich häufig hilflos und wissen nicht, wie sie mit dem Verhalten ihrer Kinder umgehen sollen.

Vor dem Hintergrund der aktuellen Gewaltdiskussion bietet es sich an, Fragen der Prävention in einen größeren gesellschaftlichen Kontext zu stellen. Es gilt, nicht nur Risikobedingungen zu berücksichtigen, sondern bewusst risikomildernde Bedingungen in Präventionsmaßnahmen einzubeziehen. Dies gelingt im Wesentlichen mit Präventionskonzepten, wie sie unter Begriffen der Frühprävention und der entwicklungsorientierten Prävention beschrieben werden. Ziel dieser Konzepte ist es, Kinder - und wenn möglich auch deren Eltern - möglichst frühzeitig zu erreichen. Hierzu bieten sich verschiedene Ansätze für Kindergarten, Vor- und Grundschule an. Angesprochen werden nicht nur Familien, die als Risikofamilien identifiziert werden, sondern alle Kinder einer Altersgruppe. So werden Stigmatisierungen verhindert und gleichzeitig die Früherkennung von Verhaltensproblemen gefördert. Frühprävention bildet so einen Baustein in der emotionalen und sozialen Entwicklung gegen einen möglichen Sucht- oder Gewaltverlauf.

Ziel der Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention (DFK) ist, Beiträge zu einer gesamtgesellschaftlichen Prävention zu leisten. Dies geschieht zum einen durch gezieltes Fördern des Wissenstransfers von der Forschung in die Praxis, zum anderen durch die Schaffung von Plattformen, die einen disziplinenübergreifenden Dialog ermöglichen. In den letzten Jahren legte das DFK einen inhaltlichen Schwerpunkt auf „Gewaltprävention“. Bereits durch die Arbeiten zur Vorurteils kriminalität sowie zu den Strategien der Gewaltprävention in Deutschland wurde deutlich, dass es nicht nur darum gehen kann zu erfahren, welche Faktoren die Entwicklung interpersonaler Gewalt bei Kindern und Jugendlichen begünstigen, sondern

vielmehr darum, Wissen um solche Bedingungen zu erarbeiten, die eine Entwicklung hin zu einem abweichenden Verhalten verhindern oder abmildern können. Diese Faktoren künftig stärker zu fokussieren und Präventionsanstrengungen verstärkt darauf auszurichten, war Anlass für die vorliegende Publikation.

Das DFK hatte hierzu die Arbeitsgruppe um Prof. Dr. Herbert Scheithauer, Freie Universität Berlin, gebeten, eine umfassende Darstellung der Gelingensbedingungen nachhaltiger Gewaltprävention zu erarbeiten. Auf der Grundlage einer systematischen Literaturrecherche zu Metaanalysen und Reviews zu Aggression und Gewalt wurden risikoerhöhende und risikomildernde Bedingungen identifiziert. Darüber hinaus wurden die Bestandteile von Präventionsprogrammen herausgearbeitet, die erwiesenermaßen effektiv in der Reduktion und Verhinderung von Gewalt sind. Den Autoren sei dafür gedankt, dass es ihnen gelungen ist, die relevanten Aspekte abzuleiten, die zum Gelingen von Prävention von Gewalt beitragen. Mit der Ableitung von Empfehlungen für die Umsetzung und Evaluierung von entwicklungsorientierten Präventionsmaßnahmen in der Praxis wird diese Expertise abgerundet.

Die Publikation richtet sich an Präventionsfachkräfte, Wissenschaftler und Verantwortliche für Prävention in Verwaltung und Kommunen. Sie ermöglicht eine Auseinandersetzung mit Präventionsprogrammen auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse, gibt Hinweise für die Implementierung evaluierter Programme, vermittelt Anregung zur Implementationsforschung, ermöglicht eine Weiterentwicklung in der Evaluierung von Konzepten und der Erarbeitung von Katalogen für Praktiker und Politik. Es ist zu wünschen, dass es mit Hilfe dieser Veröffentlichung gelingt, Programme besser auszuwählen sowie gezielter und wirkungsvoller einzusetzen.

Mit der Herausgabe dieser Expertise ist die Hoffnung verbunden, einen wichtigen Beitrag zu einem ganzheitlichen Verständnis von Prävention zu leisten, in dem Gewaltprävention zum einen nicht nur und erst dann einsetzt, wenn Kinder und Jugendliche auffällig werden, zum anderen das Bewusstsein geschaffen wird für die gesamtgesellschaftliche, vernetzte Wirkung von Risikofaktoren und risikomildernden Bedingungen, bezogen auf die Entwicklung von Gewalt und Substanzmissbrauch. Eine Herausforderung, die nach einer gesamtgesellschaftlichen Strategie verlangt.

Es bleibt, der Arbeitsgruppe um Prof. Dr. Herbert Scheithauer für die kollegiale Zusammenarbeit, die interessanten Anregungen und vielfältigen Diskussionen sowie die hervorragende

Ausarbeitung zu danken. Mögen sich auf der Grundlage dieser Arbeit interessante und die Prävention weiterbringende Debatten entfachen, die den Blick auf Gelingensbedingungen von Prävention schärfen und die Entwicklung einer systematisierten, strategischen Präventionsarbeit fördern.

Annette Schlipphak, Projektverantwortliche im DFK, Januar 2008

Inhalt

1 Einleitung	5
2 Definition von Gewalt	8
2.1 Allgemeine Definition von Gewalt	8
2.2 Interpersonale Gewalt	9
2.3 Gewalt und Aggression	10
2.4 Antisoziales bzw. dissoziales Verhalten	14
2.5 Klinisch-relevante Erscheinungsformen	15
2.5.1 <i>Störung des Sozialverhaltens</i>	15
2.5.2 <i>Antisoziale/dissoziale Persönlichkeitsstörung</i>	16
2.6 Strafrechtliche/forensische Definitionen: Kriminalität, Delinquenz und Devianz	16
2.7 Zusammenfassung der Ein- und Ausschlusskriterien für die vorliegende Expertise	18
3 Gewalttätiges Verhalten von Kindern und Jugendlichen in Deutschland	20
3.1 Allgemeine Daten zur Gewalt von Kindern und Jugendlichen	21
3.1.1 <i>Polizeistatistische Daten zur Gewalt von Kindern und Jugendlichen</i>	21
3.1.2 <i>Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen</i>	26
3.2 Geschlechterverteilung	28
3.2.1 <i>Polizeistatistische Daten</i>	28
3.2.2 <i>Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen</i>	29
3.3 Anteil nicht-deutscher Kinder und Jugendlicher	30
3.3.1 <i>Polizeistatistische Daten</i>	30
3.3.2 <i>Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen</i>	32
3.4 Sozioökonomischer Status	34
3.4.1 <i>Polizeistatistische Daten</i>	34
3.4.2 <i>Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen</i>	34

3.5 Intensiv- und Mehrfachtäter	34
3.6 Gewalt an Schulen	36
3.6.1 Polizeistatistische Daten und Hellfeld	36
3.6.2 Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen	37
3.7 Vergleich Hell- und Dunkelfeld	39
3.8 Ursachen für Veränderungen in den Kriminalstatistiken und Unterschiede in den Abweichungen von Hell- und Dunkelfeld	42
3.9 Strafverfolgungsstatistik	43
3.10 Kriminalität und Rückfälligkeit	45
3.11 Fazit	46
4 Darstellung der Forschungslage zu risikoerhöhenden und –mildernden Bedingungen für die Entwicklung von Gewalt	48
4.1 Auswahl und Erfassung relevanter Publikationen	48
4.1.1 Berücksichtigte Formen von Publikationen	48
4.1.2 Ein- und Ausschlusskriterien	49
4.1.3 Datenbankrecherche nach relevanten Publikationen	49
4.2 Übersicht über die Charakteristika der Metaanalysen und systematischen Reviews	50
4.3 Auswertung	57
4.3.1 Risikoerhöhende Bedingungen	58
4.3.2 Risikomildernde Bedingungen	59
4.3.3 Prädiktoren, um Risikopopulationen zu erkennen	61
4.3.4 Stärke der Beziehung zwischen Risikobedingungen und Gewalt	62
4.3.5 Bedingungen treten nicht isoliert auf und wirken zusammen	62
4.3.6 Komplexe Wirkzusammenhänge	63
4.3.7 Unklare Mechanismen	64
4.3.8 Bedingungen sind alters- und entwicklungsabhängig	65
4.3.9 Zusammenwirken von risikoerhöhenden Bedingungen im Entwicklungsverlauf	65
4.3.10 Wirkung von risikoerhöhenden Bedingungen ist geschlechterabhängig	70

4.4 Fazit	71
5 Prävention von Gewalt	74
5.1 Definition	75
5.1.1 Prävention	75
5.1.2 Entwicklungsorientierte Prävention	76
5.2 Gewaltprävention in vier Handlungsfeldern und weitere Aspekte der Prävention	83
5.2.1 Personenzentrierte Prävention	84
5.2.2 Familienbezogene Prävention	85
5.2.3 Prävention im Kindergarten und in der Schule	86
5.2.4 Prävention im sozialen Umfeld und in der Freizeit	87
5.2.5 Multimodale Präventionsprogramme	88
5.2.6 Geschlechterspezifische Aspekte der Prävention	89
5.2.7 Aspekte der Gewaltprävention unter Berücksichtigung des Migrationshintergrundes	89
5.2.8 Zusammenfassung	90
5.3 Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen	90
5.3.1 Wirksamkeit und Effektivität	92
5.3.2 Bestehende Forschung zur Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen	93
5.4 Was ist wirksam – was nicht?	95
5.4.1 Was erreichen personenzentrierte Maßnahmen?	96
5.4.2 Was erreichen familienzentrierte Maßnahmen?	97
5.4.3 Was erreichen Maßnahmen in Kindergarten und Schule?	98
5.4.4 Was erreichen Maßnahmen im sozialen Umfeld/im Freizeitbereich?	98
5.4.5 Was erreichen multimedialen Maßnahmen?	99
5.4.6 Weitere Aspekte der Wirksamkeit	99
5.5 Fazit	102
6 Abschließende Empfehlungen	105
6.1 Planung, Implementierung und Evaluation von Präventionsmaßnahmen	105
6.1.1 Planung	106

6.1.2 Implementierung	107
6.1.3 Wirksamkeitsüberprüfung	108
6.2 Aspekte einer entwicklungsorientierten Gewaltprävention	109
6.2.1 Aspekte der Prävention bezüglich der Variablen Individuum, Familie, Schule und soziales Umfeld	109
6.2.2 Altersspezifische Aspekte	110
6.2.3 Geschlechterspezifische Aspekte	110
6.2.4 Spezifische Formen der Gewalt/Aggression	111
6.2.5 Spezifische Maßnahmen für Personen mit Migrationshintergrund?	112
6.3 Fazit	112
7 Literaturverzeichnis	114

1 Einleitung

Die Auftretenshäufigkeit und Entwicklung von Gewalt bei Kindern und Jugendlichen, deren Erscheinungsformen und die Möglichkeiten der Verhinderung bzw. Vorbeugung von Gewalt erfahren in den letzten Jahren in Deutschland gesteigertes Interesse. Zum einen wird in den Medien – fälschlicher Weise – vermehrt der Eindruck einer immer gewalttätigeren, immer kriminelleren Jugend vermittelt, zum anderen nimmt die Anzahl an (populär-) wissenschaftlichen Beiträgen zu Häufigkeit und Art, Entwicklung und Verhinderung von Gewalt bei Kindern und Jugendlichen ständig zu. Ziel dieser Expertise ist es, einen Überblick über die Verbreitung von Gewalt bei Kindern und Jugendlichen zu geben, risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen für die Entwicklung von Gewalt herauszuarbeiten, allgemeine Präventionsstrategien vorzustellen und auf Basis dieser Ergebnisse die Gelingensbedingungen für eine effektive Gewaltprävention darzustellen.

In einer 2004 von der Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention (DFK) in Auftrag gegebenen Expertise zu „Devianzvorbeugung“ kam Prof. Dr. Thilo Eisenhardt, Universität Siegen, zu dem Befund, dass eine frühe Reduktion von risikoe erhöhenden Bedingungen sowie die Förderung von risikomildernden Bedingungen für die Eindämmung von Devianz und Kriminalität unverzichtbar sind. Diese Erkenntnis veranlasste das DFK, mit der Bitte an unsere Arbeitsgruppe heranzutreten, eine umfassendere Darstellung der Gelingensbedingungen effektiver Gewaltprävention zu erarbeiten. In diesem Sinne soll die vorliegende Expertise einen wissenschaftlich fundierten Überblick über risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen für die Entwicklung von interpersonaler Gewalt bieten und zentrale Gelingensbedingungen für die Prävention von Gewalt herausarbeiten. Die vorliegende Expertise nimmt dabei eine psychologische Perspektive ein und bezieht sich im Schwerpunkt auf den Ansatz der entwicklungsorientierten Prävention von Gewalt, der im Kapitel 5 näher beschrieben wird.

Für eine exakte Analyse der risikoe erhöhenden und -mildernden Bedingungen von Gewalt ist eine präzise **Definition des zugrunde liegenden Gewaltbegriffs** notwendig. Häufig werden Begriffe wie Gewalt, Aggression und Delinquenz synonym verwendet, obwohl sie bezüglich der konkreten, unter diese Begriffe fallenden Verhaltensweisen deutliche Differenzen aufweisen. In **Kapitel 2** wird ein Überblick über die ein- und ausgeschlossenen Konstrukte gegeben. Eingeschlossene Formen interpersonaler Gewalt werden definiert und von außerhalb liegenden Konstrukten abgegrenzt.

Die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) zeigt einen generellen Rückgang der **Kriminalität von Kindern und Jugendlichen**. Schlüsselt man diese Statistik jedoch nach Deliktform auf, so wird deutlich, dass diese allgemeine positive Entwicklung von einer Zunahme der Gewaltdelikte im Zeitraum 1990 bis 2008 überschattet wird. Seit 2009 kehrt sich auch dieser Trend um. Neben dieser offiziellen Statistik weisen Dunkelfeldbefragungen sowohl auf positive als auch negative Trends in der Entwicklung von Gewalt hin. Eine differenzierte Darstellung der einzelnen Befunde wird in **Kapitel 3** gegeben.

Für die Herausstellung von Gelingensbedingungen für die Prävention von Gewalt ist eine genaue Kenntnis der **Entwicklungsbedingungen von Gewalt** unumgänglich. Sowohl im internationalen als auch nationalen Raum werden die Entwicklungsbedingungen von Gewalt seit Jahrzehnten erforscht. Die Anzahl an Beiträgen zu risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen für die Entwicklung von Gewalt nimmt stetig zu. Neben Einzelbeiträgen aus isolierten Forschungsvorhaben kann inzwischen auch auf eine ganze Reihe von Reviews und Metaanalysen zurückgegriffen werden, welche zum Teil methodisch anspruchsvolle Ergebnisse liefern. Für die Identifikation der relevanten risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen für Gewalt wurde für diese Expertise eine umfassende Literaturrecherche zu Metaanalysen und Reviews durchgeführt, die Formen *interpersonaler Gewalt* berücksichtigen.

Nach Ausschluss irrelevanter oder ungenügender Beiträge wurden insgesamt 358 Reviews und Metaanalysen zu risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen von Gewalt für die vorliegende Expertise berücksichtigt. Jene Beiträge wurden systematisch hinsichtlich der Fragestellung nach relevanten risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen analysiert und zusammengefasst. Eine Zusammenfassung dieser Ergebnisse wird in **Kapitel 4** gegeben.

Bezüglich der Vorbeugung und Verhinderung von Gewalt wird die Anzahl an Präventions- und Interventionsprogrammen weltweit unüberschaubar. Neben den wissenschaftlich begleiteten Implementierungen von Maßnahmen – vor allem im amerikanischen Raum – kann davon ausgegangen werden, dass eine Vielzahl an Maßnahmen ohne wissenschaftliche Absicherung umgesetzt wird. Im Rahmen dieser Expertise wird ein zusammenfassender Überblick über bestehende Präventionsbemühungen gegeben. Maßnahmen zur Prävention von Gewalt wurden hinsichtlich ihres Fokus auf identifizierte risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen eingeteilt. Unter Berücksichtigung wissenschaftlich fundierter Evaluationsergebnisse wurden diejenigen Bestandteile einzelner Programme herausgearbeitet, die sich als effektiv in der

Reduktion und Verhinderung von Gewalt erwiesen haben (**Kapitel 5**).

Ziel der vorliegenden Expertise ist es schließlich, auf der Basis identifizierter risikoerhöhender und -mildernder Bedingungen **Gelingensbedingungen für die Prävention von Gewalt** herauszuarbeiten. Unter Berücksichtigung wissenschaftlicher Befunde zur Wirksamkeit, bzw. Effektivität, einzelner Maßnahmen werden in **Kapitel 6** Empfehlungen für die Entwicklung, Gestaltung, Implementierung und Überprüfung von Gewaltpräventionsmaßnahmen gegeben.

2 Definition von Gewalt

Die Begriffe Gewalt, Aggression, Delinquenz und dissoziales bzw. antisoziales Verhalten werden im Alltag häufig synonym verwendet. Auch in der Fachliteratur finden sich zahlreiche Beispiele uneinheitlicher und unscharfer Definitionen und Operationalisierungen¹ (Scheitauer, 2003). So fielen im Rahmen der Sichtung der Forschungslage für diese Expertise häufig Beiträge auf, die zwar behaupten, risikoe erhöhende und risikomildernde Bedingungen für Gewalt zusammenfassend darzustellen, bei der Definition des Gewaltbegriffs und der Abgrenzung zu anderen Verhaltensauffälligkeiten jedoch grundlegende Defizite aufweisen. Für eine zielgerichtete Empfehlung von Präventions- und Interventionsmaßnahmen ist eine präzise Definition des Gewaltbegriffs eine notwendige Grundlage. Im Folgenden soll der dieser Expertise zugrunde liegende Gewaltbegriff erläutert und die hier berücksichtigten Formen der Gewalt dargestellt und definiert werden.

2.1 Allgemeine Definition von Gewalt

Eine sehr weit gefasste Definition von Gewalt gibt die Weltgesundheitsorganisation (WHO):

„Violence is the intentional use of physical force or power, threatened or actual, against oneself, another person, or against a group or community, that either results in or has high likelihood of resulting in injury, death, psychological harm, maldevelopment or deprivation“².

Der Anwendung von Gewalt wird demnach eine Absicht zugrunde gelegt und Gewalt zielt auf die Androhung oder Anwendung physischer Stärke oder Macht gegen die eigene Person, andere Personen, eine Gruppe oder Gemeinschaft. Die tatsächlichen oder sehr wahrscheinlichen Folgen gewalttätiger Handlungen reichen von Verletzung, psychischen Schäden oder gar Tod bis zu Fehlentwicklungen und Deprivation. Unter die Definition der WHO fallen auch Gewalt gegen die eigene Person (z.B. Suizid) und strukturelle Gewalt. Diese bezeichnet nach Galtung (1997) soziale und/oder globale Strukturen, die eine ideale menschliche Verwirklichung verhindern (z.B. Armut, soziale Ungerechtigkeit usw.).

¹ Operationalisierung beschreibt die konkrete Art und Weise, in der ein theoretischer Indikator, ein Konstrukt oder ein Begriff empirisch erfasst und gemessen wird.

² http://www.who.int/violence_injury_prevention/violence/en/ (Zugriff: 8.11.07)

Die in der WHO-Definition eingeschlossenen Bereiche der „Gewalt gegen sich selbst“ sowie Formen struktureller Gewalt werden in der vorliegenden Expertise keine Berücksichtigung finden. Vielmehr soll der Fokus auf personale Gewalt, im speziellen auf *interpersonale Gewalt* gerichtet werden.

2.2 Interpersonale Gewalt

Personale Gewalt meint „die beabsichtigte physische und/oder psychische Schädigung einer Person, von Lebewesen und Sachen durch eine andere Person“ (Kunczik, 1998, S. 13; vgl. Scheithauer, 2003). Der Begriff der interpersonalen Gewalt bezieht sich noch spezifischer auf das gewalttätige Verhalten einer oder mehrerer Personen gegenüber einer/mehreren anderen Personen. **Interpersonale Gewalt** wird beispielsweise nach Kruttschnitt (1994) durch drei Elemente gekennzeichnet:

- Verhaltensweisen einer oder mehrerer Personen, die zu einer körperlichen Schädigung führen, diese androhen oder versuchen. Die Gewalttat an sich muss demnach nicht tatsächlich ausgeführt werden oder „erfolgreich“ (i.S. des/der gewalttätig Handelnden) ausgeführt sein.
- Intention körperlicher Schädigung (ausgeschlossen wird somit Fahrlässigkeit und Rücksichtslosigkeit).
- Als Ziel des Verhaltens eine oder mehrere Personen (Opfer), gegen die sich die Verhaltensweisen richten (Scheithauer, 2003).

Weinert, Zahn und Sagi (1990, S. xiii) definieren Gewalt als körperliche Nötigung oder Androhung körperlicher Nötigung, die zu einer körperlichen oder nicht-körperlichen Schädigung einer oder mehrerer Personen führt und gegen den Willen bzw. ohne Einwilligung dieser Person/en ausgeübt wird.

Während diese beiden Definitionen Gewalt als physisch vermittelt oder angedroht betrachten, fassen andere Autoren unter Gewalt sowohl physische als auch psychische Aspekte (s. auch oben stehende Definition von personaler Gewalt nach Kunczik, 1998). So betonen Tillmann und Kollegen (1999), dass Gewalt als eine soziale Interaktion zu verstehen sei, die sowohl in Form von physischem (meist körperlichem) als auch psychischem (meist verbalem) Verhalten auftreten kann. Selg, Mees und Berg (1997) weisen zusätzlich darauf hin, dass mit Gewalt körperliche oder psychische Macht bzw. ein Machtungleichgewicht einhergeht.

Der dieser Expertise zugrunde liegende Begriff der interpersonalen Gewalt umfasst die spezifische, zielgerichtete physische und/oder psychische, beabsichtigte Schädigung einer/mehrerer Person(en) durch eine/mehrere andere Person(en), die über eine höhere körperliche und/oder soziale Stärke/Macht verfügt/verfügen.

Sowohl für die Erfassung der Auftretenshäufigkeiten und der risikoe erhöhenden und -mildern den Bedingungen von gewalttätigem Verhalten, als auch für die Prävention und Intervention von Gewalt ist die Berücksichtigung von physischer und psychischer Gewalt von großer Bedeutung. Gerade die Folgen unterschiedlicher Formen psychischer Gewalt werden unterschätzt und häufig nicht erfasst.

2.3 Gewalt und Aggression

Die vollständige Abgrenzung von interpersonaler Gewalt zu Konstrukten wie Aggression, aggressivem Verhalten, Delinquenz und dissozialem Verhalten erweist sich zuweilen als schwierig. Zum einen gibt es breite Überschneidungsbereiche bezüglich der diesen Konstrukten zugrundeliegenden Verhaltensweisen (z.B. stellt Körperverletzung sowohl ein delinquentes, aggressives als auch ein gewalttätiges Verhalten dar), zum anderen gibt es jedoch Verhaltensweisen, welche z.B. als delinquent, nicht aber als interpersonal gewalttätig gelten (z.B. Diebstahl). Dennoch werden die Begrifflichkeiten häufig ohne exakte Definition oder Operationalisierung verwendet.

Im Rahmen der vorliegenden Expertise wurden daher auch Reviews und Metaanalysen berücksichtigt, die zwar nicht den **Terminus** interpersonale Gewalt verwenden, sich jedoch trotzdem auf **Formen** interpersonaler Gewalt beziehen.

Im Folgenden wird ein Überblick über die einbezogenen und starke Überschneidungen aufweisende Konstrukte gegeben (s. auch Abbildung 2.1).

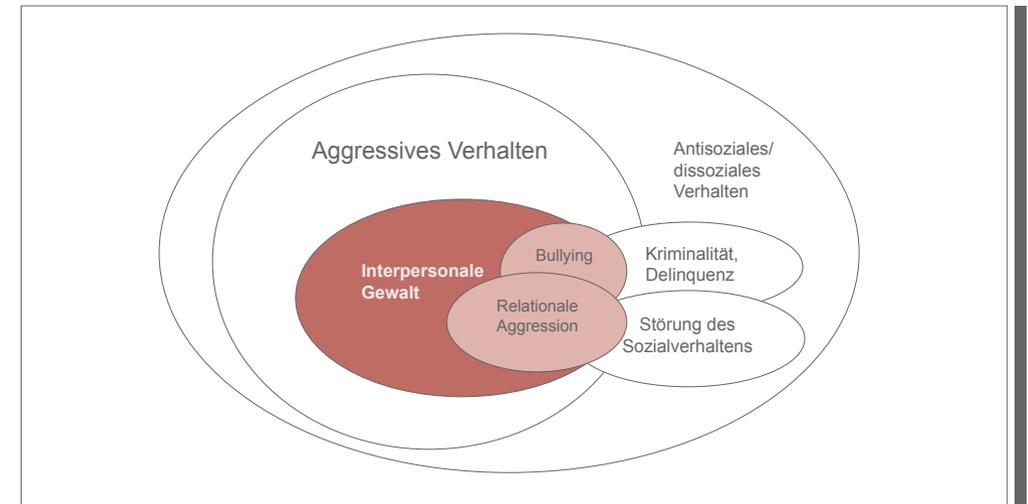


Abbildung 2.1: Interpersonale Gewalt und verwandte Konstrukte (eigene Darstellung)

Häufig werden die Begriffe Aggression, Aggressivität und aggressives Verhalten synonym verwendet. Dabei meint *Aggression* eine **Haltung, Einstellung oder Emotion** gegenüber Menschen, Tieren, Dingen oder Einrichtungen, mit dem Ziel sie zu beherrschen, zu schädigen oder zu vernichten, *aggressives Verhalten* die **Umsetzung dieser Ziele** und *Aggressivität* die **überdauernde Bereitschaft** zu aggressiven Verhaltensweisen (Scheithauer, 2003). Im Rahmen der vorliegenden Expertise wird vor allem *aggressives Verhalten* berücksichtigt. Dabei wird dennoch gerade bei der Beschreibung spezifischer Formen aggressiven Verhaltens der Terminus *Aggression* verwendet (s. z.B. relationale Aggression).

Unter aggressivem Verhalten werden aus psychologischer Perspektive intentionale, spezifische Verhaltensweisen verstanden, die im Kern darauf ausgerichtet sind, andere zu schädigen (Scheithauer, 2003; Scheithauer, Hayer & Petermann, 2003). Aggressives Verhalten und interpersonale Gewalt haben dabei einen breiten Überlappungsbereich. Aggressives Verhalten generell kann auch zwischen gleich starken Kontrahenten stattfinden, während Gewalt dann vorliegt, wenn das Opfer psychisch oder physisch schwächer ist und sich somit auch nicht gegen die Übergriffe wehren kann.

Eine Reihe von Autoren unterscheidet zwischen verschiedenen Formen aggressiven Verhaltens (vgl. Scheithauer, 2003). Für diese Expertise ist vor allem die Unterscheidung der sich nicht ausschließenden Dimensionen körperlich-verbal und direkt-indirekt von großer Bedeutung. Nach Buss (1961) können folgende Formen aggressiven Verhaltens unterschieden werden:

- direkt-körperliches aggressives Verhalten (direkte, körperliche Übergriffe, wie z.B. Treten, Beißen, Angriff mit Waffen);
- indirekt-körperliches aggressives Verhalten (z.B. das Eigentum anderer stehlen oder beschädigen, jemanden dazu anstiften, einen Dritten zu schlagen);
- direkt-verbales aggressives Verhalten (z.B. jemanden hart kritisieren oder herabwürdigen);
- indirekt-verbales aggressives Verhalten (z.B. Gerüchte über jemanden verbreiten) (Scheithauer, 2003).

Weitere dichotome Ausdrucksformen aggressiven Verhaltens, die im klinischen Kontext unterschieden werden, sind Tabelle 2.1 zu entnehmen. Die meisten der angeführten Formen schließen sich dabei nicht gegenseitig aus. Vielmehr weisen sie einen engen Bezug zueinander auf. So geht körperlich-aggressivem Verhalten häufig ein verbal-aggressives Verhalten voraus.

Ausdrucksformen aggressiven Verhaltens (Dichotomien)	Erläuterung
feindselig vs. instrumentell	<ul style="list-style-type: none"> • Mit dem Ziel, einer Person direkt Schaden zuzufügen • Mit dem Ziel, indirekt etwas Bestimmtes zu erreichen
offen vs. verdeckt	<ul style="list-style-type: none"> • Feindselig und trotzig, eher impulsiv und unkontrolliert (z.B. Kämpfen) • Versteckt, instrumentell und eher kontrolliert (z.B. Stehlen und Feuer legen)
reaktiv vs. aktiv	<ul style="list-style-type: none"> • Als Reaktion auf eine wahrgenommene Bedrohung oder Provokation • Zielgerichtet ausgeführt, um etwas Bestimmtes zu erreichen
affektiv vs. räuberisch	<ul style="list-style-type: none"> • Unkontrolliert, ungeplant und impulsiv • Kontrolliert, zielorientiert, geplant und versteckt

Tabelle 2.1: Ausdrucksformen aggressiven Verhaltens im klinischen Kontext (aus Scheithauer, 2003, S.19).

Eine besondere Form des indirekt aggressiven Verhaltens stellt die **relationale Aggression** dar. Synonym werden auch Begriffe wie soziale Aggression oder Beziehungsaggression verwendet (Scheithauer, 2005). Mit relationaler Aggression wird ein Verhalten beschrieben, „das die Beziehungen einer Person zu Gleichaltrigen oder die Gefühle der sozialen Zugehörigkeit und Akzeptanz beschädigt“ (Werner, Bigbee & Crick, 1999, S.154). Durch Manipulation und bewusste Zerrüttung wird versucht, die Qualität von Freundschaften zu beeinträchtigen und einer anderen Person Schaden zuzufügen. Beispiele für relational-aggressive Verhaltensweisen sind: bössartige Gerüchte verbreiten, jemanden aus der Peergruppe ausschließen oder androhen, eine Freundschaft zu beenden, Verleumdung, Isolation (so genanntes „Schneiden“) und Nichtbeachten. Diese Verhaltensweisen sind eindeutig nicht-körperlich und zielen auf die soziale Schwächung bzw. Ausgrenzung einer Person.

Ein weiteres spezielles Muster gewalttätigen Verhaltens stellt das so genannte **Bullying** dar. Olweus (1996) definiert Bullying als negative Handlungen, die wiederholt und über einen längeren Zeitraum von einem/mehreren Schüler(n) getätigt werden und sich an einzelne, spezifische Opfer richten. Dabei herrscht ein Ungleichgewicht (physisch oder psychisch) zwischen Täter (Bully) und Opfer (Victim) zu Ungunsten des Opfers. Aufgrund dieses Ungleichgewichts können sich die Opfer kaum oder gar nicht zur Wehr setzen und werden dauerhaft von den Bullies drangsaliert und gequält (Scheithauer, Hayer et al., 2003).

Erfolgt ein aggressives Verhalten durch die Nutzung moderner Informations- und Kommunikationstechnologien, wie z.B. über soziale Netzwerkseiten, E-Mail oder SMS, so spricht man von Cybermobbing oder -bullying (Schultze-Krumbholz & Scheithauer, 2010). Es handelt sich um ein aggressives Verhalten einer oder mehrerer Personen gegenüber einer anderen Person unter Verwendung „neuer Medien“, wobei eine Schädigungsabsicht vorliegt, das Verhalten wiederholt stattfindet und der/die Betroffene sich nur schwer wehren kann.

Bullying tritt meistens innerhalb von stabilen Gruppen (so genannten Zwangsgemeinschaften) wie in einer Schulklasse zwischen einander bekannten Personen auf und kann demnach als soziales Phänomen betrachtet werden, welches gruppenspezifische Prozesse innerhalb einer spezifischen Gruppe umschreibt (Scheithauer, Hayer et al., 2003). Häufige Formen von Bullying sind: Spotten und Beschimpfen, Schlagen, Bedrohen, Gerüchte verbreiten und der Ausschluss aus der Gruppe. Auch Bullying kann in unterschiedlichen Formen (körperlich, verbal, relational) auftreten (s. auch Wolke & Stanford, 1999).

In diesem Zusammenhang sollte auch auf die Begriffe **Mobbing** und **Stalking** hingewiesen werden. Mobbing umfasst ähnliche Verhaltensweisen wie Bullying, wird jedoch vor allem im Arbeits- und Beschäftigungskontext verwendet und bezieht sich auf permanente, zielgerichtete Belästigung von und durch Erwachsene am Arbeitsplatz (Knorz & Zapf, 1996). Für die vorliegende Expertise ist es daher nicht von Relevanz. Stalking bezieht sich auf eine obsessive Verfolgung oder Belästigung, die eine Person einer anderen unerwünscht entgegenbringt. Handlungsbeispiele für diese unerwünschte Kommunikation sind: Briefe, E-Mails, Telefonanrufe, hinterlassene Nachrichten (z.B. am Auto), Verfolgen, vor der Haustür warten u.Ä. (s. Hoffmann, 2006). Nach Westrup (1998) wird dann von Stalking gesprochen, wenn Verhaltensweisen dieser Art mehr als einmal auftreten und auf eine bestimmte andere Person zielen, sie von dieser als unerwünscht und grenzverletzend wahrgenommen werden und Angst oder Besorgnis auslösen. Zu risikoe erhöhenden und -mildernden Bedingungen von Stalking bei Kindern und Jugendlichen wurden keine Beiträge im Rahmen der Literaturrecherche gefunden. Stalking fällt von daher aus Mangel an Befunden nicht in den Bereich der hier berücksichtigten Konstrukte.

Jede der genannten Formen aggressiven Verhaltens kann dann mit interpersonaler Gewalt gleichgesetzt werden, wenn sich das spezifische, zielgerichtete aggressive Verhalten gegen andere (schwächere) Personen richtet und einer Schädigungsabsicht unterliegt.

2.4 Antisoziales bzw. dissoziales Verhalten

Antisoziales bzw. **dissoziales Verhalten** (aus dem angloamerikanischen „antisocial“) bezieht sich auf ein ganzes Spektrum expansiver Verhaltensweisen, die vor allem durch wiederholte Verstöße gegen soziale Normen gekennzeichnet sind. Dazu zählen körperliche und verbale Übergriffe auf andere Personen, Sachbeschädigung und Diebstahl, Drogen- und Alkoholmissbrauch. Teil dieses Verhaltensspektrums sind somit auch aggressive oder gewalttätige Verhaltensweisen. Stoff, Breiling und Maser (1997) fassen die Spannbreite antisozialer Verhaltensweisen sogar noch breiter: Ungehorsam, Aggressivität, Impulsivität, Verhaltensauffälligkeiten und -störungen, Delinquenz, Kriminalität, Körperverletzung, Totschlag, Mediengewalt, sexuelle Übergriffe, Kindesmisshandlung oder die antisoziale Persönlichkeitsstörung

(s.u.) gehören zum weiten Spektrum antisozialer Verhaltensweisen.

Da es sich beim dissozialen/antisozialen Verhalten vor allem um die wiederholte Verletzung sozial anerkannter Verhaltensregeln handelt, kann von dissozialem Verhalten erst dann gesprochen werden, wenn eine Person potenziell ein Verständnis für Recht und Unrecht besitzt, jedoch trotzdem dagegen verstößt. Dies impliziert eine fortgeschrittene Entwicklung moralischer und kognitiver Fähigkeiten, respektive Defizite in diesen Bereichen im Vergleich zu Kindern und Jugendlichen im selben Alter, so dass erst ab einem gewissen Alter von dissozialem/antisozialem Verhalten gesprochen werden kann (Scheithauer, 2003).

Nach der für diese Expertise zugrunde liegenden Definition von Gewalt ist jede Form von interpersonaler Gewalt auch antisoziales/dissoziales Verhalten.

Jene Formen dissozialen Verhaltens, die zielgerichtet sind, mit der Absicht, eine andere (schwächere) Person zu schädigen, können als Formen interpersonaler Gewalt bezeichnet werden.

2.5 Klinisch-relevante Erscheinungsformen

2.5.1 Störung des Sozialverhaltens

Der Begriff der **Störung des Sozialverhaltens** kennzeichnet nach dem internationalen Klassifikationssystem ICD-10 (Dilling & Freyberger, 2006) ein sich wiederholendes und andauerndes Muster dissozialen, aggressiven oder aufsässigen Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen. In seiner extremsten Ausprägung umfasst dieses Verhalten grösste Verletzungen altersentsprechender sozialer Erwartungen (ebd., 2006). Das „Diagnostische und Statistische Manual Psychischer Störungen (DSM-IV)“ (Saß, Wittchen, Zaudig & Huben, 2003) umschreibt mit dem Begriff der Störung des Sozialverhaltens ein sich wiederholendes, anhaltendes Verhalten, das die grundlegende Rechte Anderer und wichtige gesellschaftliche Normen oder Regeln verletzt. Die Verhaltensstörung verursacht eine Beeinträchtigung in sozialen, schulischen, beruflichen Funktionsbereichen. Typische Verhaltensweisen sind: aggressives Verhalten gegenüber Menschen und Tieren, Zerstörung von Eigentum, Betrug oder Diebstahl. Das Verhalten ist häufig gekennzeichnet durch Gefühllosigkeit, Boshaftigkeit und Mangel an Reue. Auch hier ist interpersonale Gewalt zwar ein mögliches Verhalten im Rahmen der

Symptome der Störung des Sozialverhaltens, kann aber nicht mit dieser gleichgesetzt werden.

Spezifische, zielgerichtete Verhaltensweisen mit der Absicht, andere (schwächere) Menschen zu schädigen, zählen auch innerhalb der Störung des Sozialverhaltens zu interpersonaler Gewalt.

2.5.2 Antisoziale/dissoziale Persönlichkeitsstörung

Persönlichkeitsstörungen können als lang andauernde, tief greifende und unflexible Verhaltensmuster bezeichnet werden und gehen mit einem unterschiedlichen Ausmaß persönlichen Leidens und gestörter sozialer Funktionsfähigkeit einher. Diagnostisch werden Persönlichkeitsstörungen erst ab dem Jugendalter vergeben, beginnen aber immer in der Kindheit oder frühen Jugend und manifestieren sich auf Dauer im Erwachsenenalter. Häufig geht einer dissozialen Persönlichkeitsstörung eine Störung des Sozialverhaltens in der Kindheit voraus. Die antisoziale (DSM-IV, Saß et al., 2003) bzw. dissoziale (ICD-10, Dilling & Freyberger, 2006) Persönlichkeitsstörung zeichnet sich durch eine deutliche und überdauernde Verantwortungslosigkeit und Missachtung sozialer Normen, Regeln und Verpflichtungen, eine geringe Frustrationstoleranz und eine niedrige Schwelle für aggressives, auch gewalttätiges Verhalten aus.

Wie bei der Störung des Sozialverhaltens kann interpersonale Gewalt ein Verhalten im Rahmen der antisozialen/dissozialen Persönlichkeitsstörung darstellen, umfasst jedoch nicht das ganze Muster antisozialer/dissozialer Verhaltensweisen.

2.6 Strafrechtliche/forensische Definitionen: Kriminalität, Delinquenz und Devianz

Unter **Kriminalität** versteht man „die Gesamtzahl aller Handlungen, die gegen kodifizierte Strafrechtsnormen verstoßen, sich innerhalb eines bestimmten Zeitraumes und innerhalb eines geographisch abgegrenzten Raumes ereignen und erfasst werden“ (Lamnek, 1998, S. 383). Die Polizeiliche Kriminalstatistik (Bundeskriminalamt, 2010) führt insgesamt über hundert Einzeldelikte auf, die zu **kriminellem Verhalten** gezählt werden. Die Oberkategorien

dieser Einzeldelikte sind: Gewaltkriminalität, Straßenkriminalität, Diebstahlkriminalität, Betrug, Sachbeschädigung, Beleidigung, Wirtschaftskriminalität und Computerkriminalität. Auch hier ist offensichtlich, dass einige kriminelle Straftaten zu interpersonaler Gewalt zählen (z.B. Gewaltkriminalität) während andere definitiv in externe Kategorien fallen.

Kriminalität wird im deutschen Sprachraum meist mit Delinquenz gleichgesetzt (aus dem Englischen: *delinquency* = Kriminalität). Häufig wird **Delinquenz** im Bereich der Straffälligkeit von Jugendlichen verwendet, während der Begriff Kriminalität eher im Sinne von Erwachsenenkriminalität oder kriminellen Karrieren Anwendung findet. Definitorisch sind die Begriffe aber insofern voneinander zu trennen, als dass Kriminalität sich auf **erfasste** Delikte bezieht, während Delinquenz alle **potenziell** strafbaren Verhaltensweisen umfasst (Bayer, 2008). Mit Delinquenz wird demnach ein Verhalten umschrieben, das gegen **rechtliche** Grundlagen verstößt, d. h. straffälliges Verhalten im Sinne der strafrechtlichen Grundlagen, jedoch nicht erfasst sein muss. Dabei zählt jede Form von Normenverstößen zu delinquentem Verhalten, d.h. sowohl Gewaltdelikte als auch z.B. Eigentumsdelikte und Ordnungsdelikte. Ähnlich wie bei Kriminalität zählen nur einige delinquente Verhaltensweisen zu interpersonaler Gewalt.

Sowohl Kriminalität als auch Delinquenz setzen die Strafmündigkeit voraus, d.h. es kann erst ab dem Alter von 14 Jahren überhaupt von kriminellem/delinquentem Verhalten gesprochen werden.

Nicht selten wird Delinquenz zusätzlich mit Devianz gleichgesetzt. Dabei bezeichnet **deviantes Verhalten** – ähnlich wie antisoziales Verhalten – Verhaltensweisen, die von allgemeinen sozialen Normen und Wertvorstellungen abweichen und keinen Verstoß gegen strafrechtliche Grundlagen implizieren. So kann z.B. auch Schulschwänzen oder exzessiver Alkoholkonsum als abweichendes/deviantes Verhalten gelten, wobei sie keine Verstöße gegen geltendes Recht darstellen (ebd., 2008). Dennoch kann delinquentes Verhalten auch deviantes Verhalten sein und umgekehrt.

Interpersonale Gewalt kann in Delinquenz münden, jedoch nur, wenn sie in strafbarer Form auftritt. Andererseits gibt es auch delinquentes Verhalten, welches sich nicht in Form von Gewalt äußert (Diebstahl, Drogenmissbrauch).

Als interpersonal gewalttätig gilt vor allem delinquentes und kriminelles Verhalten, welches eine physische oder psychische Schädigung anderer (schwächerer) Personen intendiert (leichte/schwere Körperverletzung, sexuelle Übergriffe, Beleidigungen, Bedrohungen usw.).

2.7 Zusammenfassung der Ein- und Ausschlusskriterien für die vorliegende Expertise

Eine strikte Abgrenzung der einzelnen hier dargestellten, sich stark überschneidenden Begrifflichkeiten ist nicht möglich. Die vorliegende Expertise soll vor allem zum Ziel haben, Gelingensbedingungen für Präventionsmaßnahmen interpersonaler Gewalt auf der Basis zugrunde liegender risikoe erhöhender und -mildernder Bedingungen herauszuarbeiten.

Interpersonale Gewalt bezieht sich auf physische und psychische Formen der Gewalt, die zwischen Personen mit unterschiedlicher körperlicher und/oder sozialer Stärke/Macht stattfinden. Es wurden also jene Konstrukte und Verhaltensbereiche in die vorliegenden Expertise integriert, die Aspekte der interpersonalen Gewalt umfassen. Dazu zählen:

- Gewalt,
- Aggression,
- relationale Aggression,
- Bullying,
- antisoziales/dissoziales Verhalten,
- Störung des Sozialverhaltens, antisoziale/dissoziale Persönlichkeitsstörung,
- Delinquenz, Kriminalität.

Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass in den dieser Expertise zugrunde liegenden Reviews und Metaanalysen zuweilen auch vereinzelt Primärstudienbefunde aufgenommen wurden, die diesen Auswahlkriterien nicht gerecht werden.

Keine Berücksichtigung finden in Bezug auf die Definition von interpersonaler Gewalt:

- die Zerstörung von Eigentum (Vandalismus, Graffiti, vorsätzliche Brandstiftung);
- Gewalt gegen die eigene Person (Selbstverletzung, Suizid);

- Diebstahl und Einbruch (ohne Konfrontation mit dem Opfer); häufiges Lügen, um sich Vorteile zu verschaffen; Schulschwänzen;
- Verhaltensweisen, die zur Diagnose des oppositionellen Trotzverhaltens führen (ICD-10): aufsässiges, ungehorsames und trotziges Verhalten ohne schwere dissoziale oder aggressive Handlungen, die das Recht anderer Personen verletzen;
- hyperaktives Verhalten;
- klinisch-relevante Störungsbilder, bei denen gewalttätiges Verhalten möglich ist, dieses aber nicht im Zentrum steht, wie z.B. Schizophrenie, Borderline;
- häusliche Gewalt, Kindesmissbrauch, Kindesvernachlässigung (hierbei handelt es sich um Gewalt **an** Kindern und Jugendlichen und nicht von Kindern/Jugendlichen).

3 Gewalttätiges Verhalten von Kindern und Jugendlichen in Deutschland³

Für eine genaue Analyse der risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen von gewalttätigem Verhalten sowie daraus resultierenden Empfehlungen für Präventionen und Interventionen ist eine realistische Beurteilung der Problemlage eine wichtige Voraussetzung. Dies umfasst auch die Betrachtung spezifischer Populationen, wie zum Beispiel das Auftreten gewalttätigen Verhaltens unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund oder die Berücksichtigung geschlechterspezifischer Faktoren, um effektive und effiziente Präventionsmaßnahmen zielgruppenorientiert zu gestalten.

Die (Gewalt-)kriminalitätslage und -entwicklung kann nur dann verlässlich eingeschätzt werden, wenn mehrere unterschiedliche Datenquellen genutzt und aufeinander bezogen interpretiert werden. Die jährlich veröffentlichte **Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS)** stellt eine wichtige Quelle dar, in der auch Vergehen mit dem Einsatz gewalttätigen Verhaltens (z.B. Körperverletzungsdelikte) erfasst werden. Die PKS erfasst „das sogenannte **Hellfeld** – also die der Polizei bekannt gewordene Kriminalität – ...“ (Bundeskriminalamt 2010, S. 3), d.h. die von der Polizei bearbeiteten Verbrechen und Vergehen einschließlich der mit Strafe bedrohten Versuche (systematisiert nach einem Straftatenkatalog) sowie auch die ermittelten Tatverdächtigen. Das polizeilich registrierte Hellfeld umfasst jedoch nicht all jene Sachverhalte, die für eine präzise Darstellung der Kriminalitätswirklichkeit notwendig sind. Viele der von Kindern und Jugendlichen begangenen Straftaten werden gar nicht erst zur Anzeige gebracht. Das allgemeine Anzeigeverhalten, die polizeiliche Kontrolle, die statistische Erfassung, eine Änderung des Strafrechts, aber auch eine echte Kriminalitätsänderung können Ursachen für eine Veränderung der Zahlen und Quoten darstellen. Ein getreues Spiegelbild der Kriminalitätswirklichkeit kann demnach von der PKS nicht gegeben werden. Für eine Annäherung an die Realität sollten demnach bei der Abbildung von Gewaltstatistiken Erkenntnisse aus der **Dunkelfeldforschung** zur Ergänzung und Relativierung der Polizeilichen Statistik berücksichtigt werden. Ohne Zusatzinformationen aus der Dunkelfeldforschung bleibt ungewiss, ob die statistischen Nachweise die Entwicklung der Kriminalitätswirklichkeit widerspiegeln oder ob sie lediglich das Resultat einer Verschiebung der Grenze zwischen Hell- und Dunkelfeld sind. **Dunkelfelduntersuchungen** sind i.d.R. standardisierte und

³ Das Kapitel 3 enthält Aktualisierungen, entnommen aus **Kahl, Wolfgang: Gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen in Deutschland. Ein Überblick auf der Grundlage aktueller empirischer Erkenntnisse. (März 2011)** - Online: http://www.kriminalpraevention.de/images/pdf/2011_kahl_gewaltjugend.pdf

anonymisierte schriftliche Befragungen einer repräsentativen Auswahl von Personen zu ihren Opfer- und / oder Tätererfahrungen. Erlebnisse mit kriminellen Verhaltensweisen, die auch hier nicht berichtet werden, sind eine kaum quantifizierbare Restgröße der Kriminalitätswirklichkeit. In unterschiedlichen geografischen Räumen variiert deliktspezifisch und im Zeitablauf das Verhältnis zwischen Hell- und Dunkelfeld, so dass generelle Annahmen über eine „Dunkelfeldquote“ von Kriminalität kaum zutreffend sein können. Ohne Zusatzinformationen aus der Dunkelfeldforschung bliebe schließlich ungewiss, ob die statistischen Nachweise die Entwicklung der Kriminalitätswirklichkeit widerspiegeln oder lediglich das Resultat einer jeweils unterschiedlich zu begründenden Verschiebung der Grenze zwischen Hell- und Dunkelfeld sind.

Der **Zweite Periodische Sicherheitsbericht (PSB)** der Bundesregierung von 2006 verknüpft die Datensammlungen der PKS mit Ergebnissen wissenschaftlicher Untersuchungen und Erkenntnissen aus der Opferperspektive. Der PSB ist seit 2006 nicht weiter fortgeschrieben worden. Ein auf repräsentativen Befragungen beruhender periodischer **Crime Survey** wird in Deutschland bislang nicht durchgeführt.

Anhand des PSB, der aktuellen Daten der PKS sowie der Ergebnisse aktueller Dunkelfeldstudien wird nun ein knapper Überblick über Ausmaß, Form und Häufigkeit von Gewalt durch Jugendliche sowie über die Entwicklung dieser **Zahlen seit 1996/1998** gegeben.

3.1 Allgemeine Daten zur Gewalt von Kindern und Jugendlichen

3.1.1 Polizeistatistische Daten zur Gewalt von Kindern und Jugendlichen

In der Pressemitteilung des Bundesministeriums des Inneren (BMI) vom 8. Mai 2007 zur Polizeilichen Kriminalstatistik 2006 wird auf eine Fortsetzung der seit 1996 bestehenden rückläufigen Tendenz in der Jugendkriminalität hingewiesen: „Die Zahlen der Tatverdächtigen im Kindes-, Jugend- und Heranwachsendenalter sind jeweils (wie bei den Erwachsenen) leicht rückläufig. Diese Feststellung gilt für die Gesamtbetrachtung aller Deliktsfelder. Allerdings sind im Bereich der Gewaltkriminalität – wie im letzten Jahr – auch für Jugendliche und Heranwachsende Anstiege zu verzeichnen. Auffällig sind Anstiege im Jahr 2006 insbesondere bei einfachen Körperverletzungsdelikten“ (Bundesministerium des Inneren, 2007). Die vom BMI herausgegebene Kurzfassung der PKS 2010 beschreibt eine Trendumkehr: „Der im Jahr 2009 festgestellte Rückgang der Gewaltkriminalität hat sich auch im aktuellen Berichtsjahr fortgesetzt. Die Anzahl der registrierten Delikte ging um 3,5 Prozent [...] zurück. Zurückzuführen ist

diese Entwicklung in erster Linie auf Rückgänge im Bereich der gefährlichen und schweren Körperverletzungen. [...] Die in der Definition der Gewaltkriminalität nicht enthaltene vorsätzliche leichte Körperverletzung stieg gegenüber dem Vorjahr um 0,9 Prozent [...] an.“ (BMI 2011). Die **statistische Kategorie „Gewaltkriminalität“** umfasst die Straftatbestände Mord, Totschlag, Tötung auf Verlangen, Vergewaltigung und sexuelle Nötigung, Raub, räuberische Erpressung, Körperverletzung mit Todesfolge, Gefährliche und schwere Körperverletzung, Erpresserischer Menschenraub und Geiselnahme⁴. Nicht eingeschlossen sind vorsätzliche leichte Körperverletzungen. Bezugsgröße für die folgenden quantitativen Betrachtungen ist die **statistische Kategorie der Tatverdächtigen**. Tatverdächtig ist jeder, der nach dem polizeilichen Ermittlungsverfahren aufgrund zureichender tatsächlicher Anhaltspunkte verdächtig ist, eine rechtswidrige (Straf)tat begangen zu haben⁵.

Die Rückgänge in den Tatverdächtigenbelastungszahlen (TVBZ: Tatverdächtige jeder Altersgruppe bezogen auf je 100.000 Einwohner derselben Altersgruppe) bei Kindern und Jugendlichen sind vor allem in den Bereichen einfacher Diebstahl, Ladendiebstahl und schwerer Diebstahl zu verzeichnen. Hier liegen die Werte unterhalb der Werte von 1993. Seit 1997 sind auch für Raubdelikte Abnahmen registriert worden, ebenso bei den für diese Altersgruppe sowieso seltenen Tötungsdelikten. Diese positive Entwicklung wird jedoch von einer kontinuierlichen und erheblichen Zunahme im Bereich der Gewaltdelikte, d.h. einfache und gefährliche/schwere Körperverletzung sowie Vergewaltigung und sexuellen Nötigung, überschattet. Seit 1993 haben sich die TVBZ für einfache Körperverletzung bis 2008 verdoppelt, die für die schwere Körperverletzung und Vergewaltigung/sexuelle Nötigung mehr als verdoppelt. Für Drogendelikte wurde seit 1993 eine Verdreifung der TVBZ verzeichnet. Im Jahr 2006 wurde aber ein deutlicher Rückgang im Vergleich zum Vorjahr festgestellt (siehe Abbildung 3.1 und 3.2).

⁴ sowie räuberischer Angriff auf Kraftfahrer und Angriffe auf den Luft- und Seeverkehr

⁵ Dazu zählen auch Mittäter, Anstifter und Gehilfen (Bundeskriminalamt, 2010, S. 20 f.).

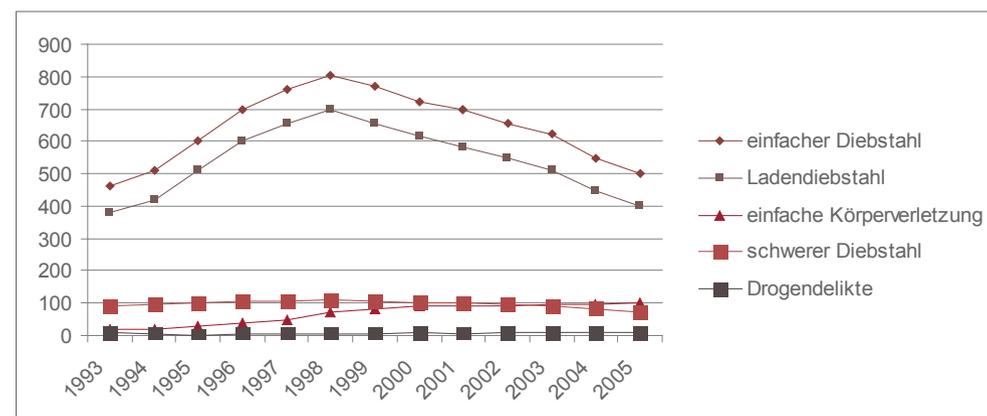
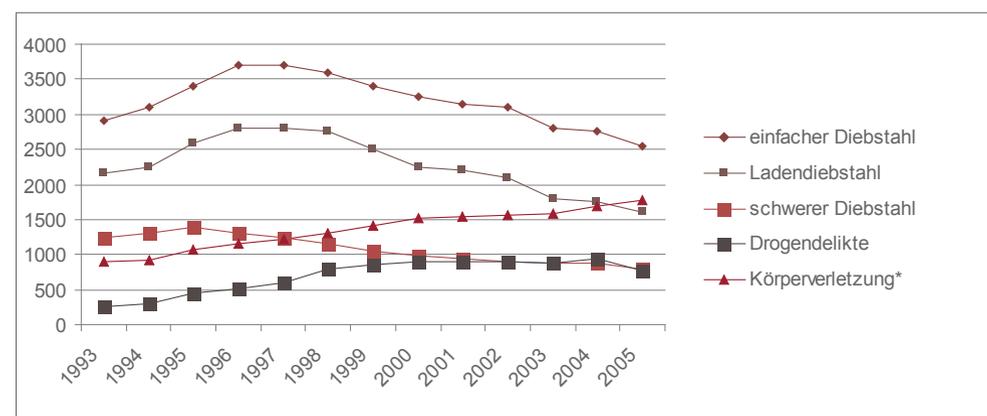


Abbildung 3.1: Entwicklung der TVBZ von Kindern (bis 14 Jahre) in den einzelnen Delikt-bereichen von 1993-2005 (Quelle: 2. Periodischer Sicherheitsbericht, S. 377).



* Leichte und schwere/qualifizierte Körperverletzung verlaufen im Trend gleichartig und wurden daher in der Abbildung zusammengefasst.

Abbildung 3.2: Entwicklung der TVBZ von Jugendlichen (14 bis 18 Jahre) in den einzelnen Delikt-bereichen von 1993-2005 (Quelle: 2. Periodischer Sicherheitsbericht, S. 385 und 387).

Die Struktur der Kinder- und Jugendkriminalität für das PKS-Erfassungsjahr 2006 lässt sich wie folgt beschreiben:

- Für das Jahr 2006 wurden insgesamt 2.283.127 Tatverdächtige erfasst. Von diesen waren 100.487 (4,4%) Kinder im Alter bis 14 Jahre (71,4% Jungen und 28,6% Mädchen) und 278.447 (12,2%) Jugendliche im Alter von 14-18 Jahren (72,5% Jungen und 27,5% Mädchen).

- Über die Hälfte der tatverdächtigen Kinder wurde wegen Diebstahlsdelikten (v.a. Ladendiebstahl) registriert (57,7%). Des Weiteren zeigen sich bei Kindern Delikte wie Sachbeschädigung (17,7%) und Körperverletzung (17,5%).
- Bei Jugendlichen bilden der Ladendiebstahl (23,4%) und Körperverletzungsdelikte (23,2%) den größten Deliktsanteil, dicht gefolgt von Sachbeschädigungsdelikten (18,9%).

Der Anteil junger tatverdächtiger Menschen unter 21 Jahren beläuft sich auf 27% aller registrierten Tatverdächtigen (s. Abbildung 3.3, linker Abschnitt). In Relation zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung (21%) sind sie damit überrepräsentiert (s. Abbildung 3.3, rechter Abschnitt). Einen überproportionalen Anteil der Tatverdächtigen bzw. Verurteilten stellen junge Menschen vor allem bei Gewaltdelikten, insbesondere bei Körperverletzung und bei Raub. Knapp über 40% der registrierten Tatverdächtigen der schweren Körperverletzung sind unter 21 Jahre alt, 26% unter 18 Jahre.

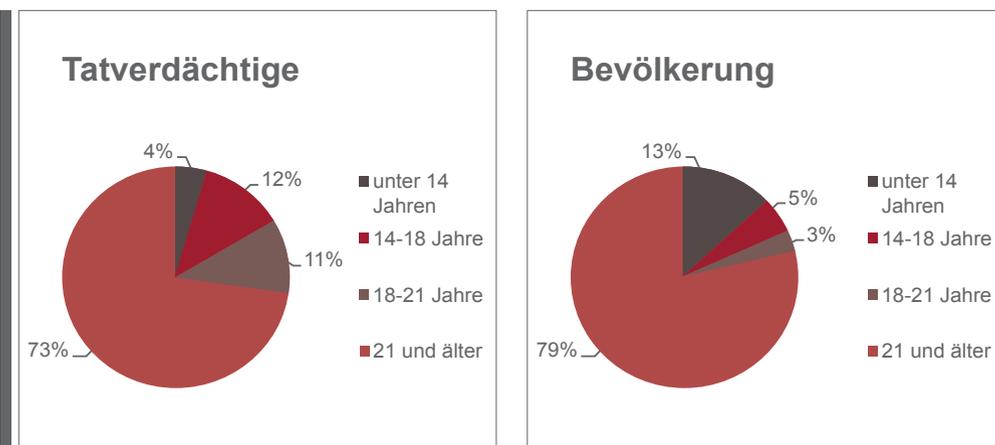


Abbildung 3.3: Tatverdächtige der Altersgruppen bei Straftaten insgesamt (links) und ihr Anteil an der Bevölkerung (rechts) (Quelle: PKS, 2006, S. 72 und 2.Periodischer Sicherheitsbericht, S. 362).

Im Folgenden werden jugendliche Tatverdächtige im Beobachtungszeitraum 1998 bis 2008 betrachtet (vgl. Bundeskriminalamt, 2010). Der Anteil der Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung in Deutschland lag im Jahr 2008 bei etwa 4,5% (absolut rund 3,5 Mio. Jugendliche). Vergleichsweise höher ist seit Jahren der Anteil jugendlicher Tatverdächtiger im Rahmen der registrierten Kriminalität insgesamt (1998: 13%, 2008: 11,8%) sowie auch im Vergleich zum Anteil der Tatverdächtigen anderer Altersgruppen. Im Bereich der Gewalt-

kriminalität liegt der jugendliche Anteil seit 1998 statistisch bei rund 21%. Jugendliche sind also bei der Registrierung von Gewalttaten bezogen auf ihren Bevölkerungsanteil deutlich überrepräsentiert. Signifikant starke Belastungen sind bei den Delikten Raub und gefährliche / schwere Körperverletzungen zu verzeichnen: Zusammengefasst sind es rund 80% der von Jugendlichen begangenen Gewaltdelikte.

Die mit der Überrepräsentanz der Jugendlichen bei registrierten Gewaltdelikten einhergehende Annahme, die Bedrohung richte sich gegen die erwachsenen Altersgruppen, spiegelt die Kriminalstatistik nicht wieder, vielmehr richtet sich die Gewalt von Jugendlichen eher gegen Personen derselben Altersgruppe. Etwa 75% der 14-21jährigen Gewaltopfer sind von gleichaltrigen Tätern angegriffen worden. Nur 27% der über 40jährigen Gewaltopfer sind durch Täter der Altersgruppe der 14-21jährigen geschädigt worden (vgl. Spiess, 2010, S. 25 ff.; s. Abb. 3.4).

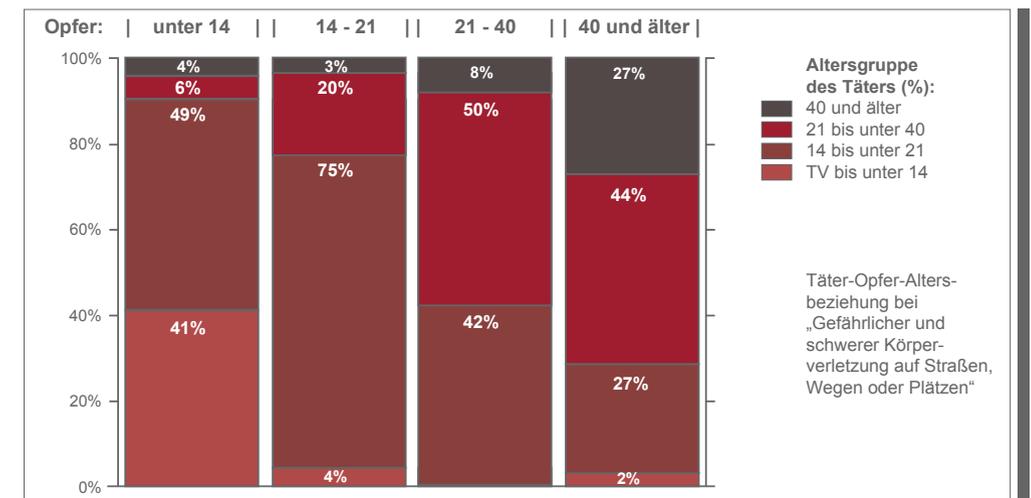


Abbildung 3.4: Schaubild aus dem Konstanzer Inventar Kriminalitätsentwicklung (Spiess, 2010, S. 28): Gewaltdelikte bleiben überwiegend innerhalb der Altersgruppe (Zusammenhänge auf der Basis der PKS Baden-Württemberg 2009).

Bei der Gewaltkriminalität ist seit 1998 ein Anstieg der Belastung um 26% (TVBZ von 1998: 985 auf 2008: 1241) polizeilich registriert, bei der nicht eingerechneten vorsätzlichen leichten Körperverletzung um 55% (TVBZ von 1998: 677 auf 2008: 1050; s. Abb. 3.5). Die TVBZ für Jugendliche unter Einbeziehung aller Delikte veränderte sich seit 1998 kaum und hat ein Niveau von etwa 7.800 jugendlichen Tatverdächtigen pro 100.000 Jugendliche. Davon wurden

2005 etwa 1.660 pro 100.000 Jugendliche verurteilt (Verurteilenziffer). Im Hinblick auf Straftaten gegen die körperliche Unversehrtheit liegt die Jugend-Verurteilenziffer bei rund 350.

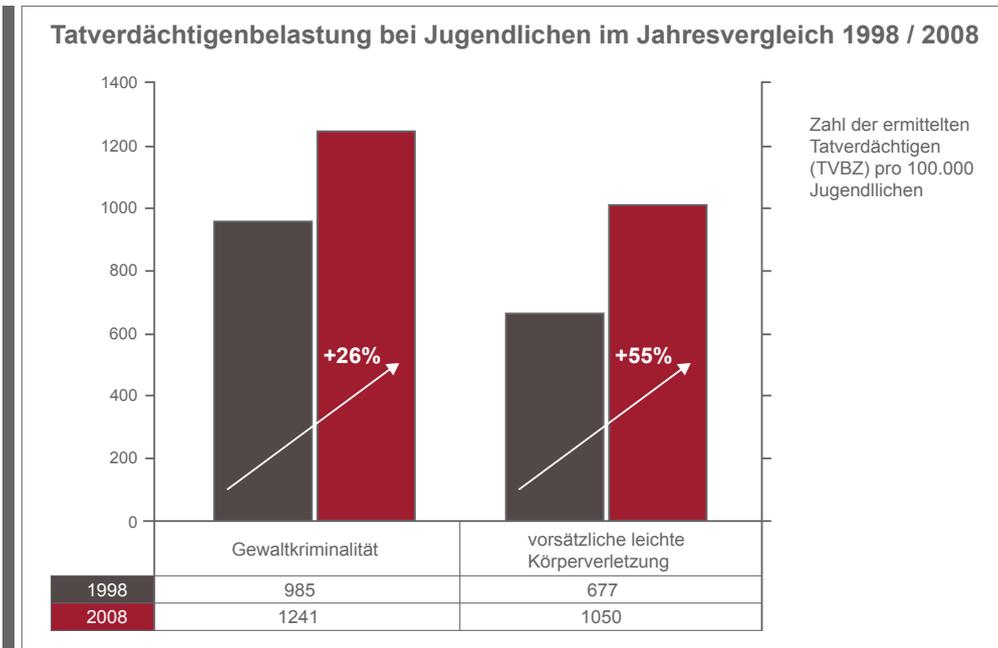


Abbildung 3.5: Tatverdächtigenbelastung (Gewaltkriminalität) bei Jugendlichen im Jahresvergleich 1998 / 2008 (Kahl 2011).

Inwieweit die statistischen Verläufe tatsächliche Entwicklungen des Gewaltgeschehens abbilden oder lediglich eine veränderte Registrierungswahrscheinlichkeit widerspiegeln, kann nur durch die Einbeziehung der Ergebnisse aus Dunkelfeldstudien geklärt werden.

3.1.2 Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen

Im Rahmen epidemiologischer Studien wird die Auftretenshäufigkeit gewalttätigen Verhaltens in der Allgemeinbevölkerung untersucht. Wie bereits in Kapitel 2 dargestellt wurde, sind hier aus psychologisch-diagnostischer Perspektive nach DSM-IV (Saß et al., 2003) und ICD-10 (Dilling & Freyberger, 2006) die Störung des Sozialverhaltens und die antisoziale/dissoziale Persönlichkeitsstörung von Bedeutung. Grundsätzlich divergieren die Ergebnisse verschiedener Prävalenzstudien. Gründe dafür sind Unterschiede in den Stichproben, Verwendung unterschiedlicher Kriterien (DSM-IV, ICD-10) und Befragung verschiedener Quellen

(Eltern, Kinder). Nach DSM-IV leiden 6-16% der Jungen und 2-9% der Mädchen aus der Allgemeinbevölkerung im Alter von 4-16 Jahren unter einer Störung des Sozialverhaltens (zusammenfassend Scheithauer & Petermann, 2004). Mit zunehmendem Alter steigt die Auftretensrate der Störung. Die antisoziale/dissoziale Persönlichkeitsstörung weist eine Prävalenz von 3% bei Männern und ca. 1% bei Frauen der Allgemeinbevölkerung auf. In der BELLA-Studie, dem Modul „Psychische Gesundheit“ des deutschen Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS), ermittelten Ravens-Sieberer, Wille, Bettge und Erhart (2007) in einer repräsentativen Unterstichprobe im Umfang von 2863 Familien mit Kindern im Alter von 7–17 Jahren, dass die Auftretenshäufigkeit der Störungen des Sozialverhaltens bei 7,6 % lag.

Aktuelle Dunkelfeldbefragungen in mehreren süddeutschen Städten berichten einen rückläufigen Trend der Delinquenzbereitschaft von Jugendlichen (Baier & Windzio, 2007). Entgegen der polizeistatistischen Daten zeigen sich diese Rückläufe auch bei den Gewaltdelikten (vgl. Baier, 2008).

Eine deutschlandweit repräsentative Dunkelfeldbefragung wurde erstmalig durch das **Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KfN)** in den Jahren 2007/2008 durchgeführt (Baier, Pfeiffer, Rabold & Simonson, 2009). 44.610 Schüler/innen der 9. Klassen aller Schulformen (Durchschnittsalter 15,3 Jahre) haben sich mit auswertbaren Antworten beteiligt. In einer repräsentativen Schülerbefragung des KfN wurden bereits im Jahr 2005 knapp 20.000 Schülerinnen und Schüler zur Art, dem Kontext und der Häufigkeit ihrer Gewalterfahrungen befragt. 16% der befragten Jugendlichen gaben an, dass sie mindestens einmal im vergangenen Jahr einen anderen Jugendlichen körperlich verletzt haben, drei Prozent haben dies fünfmal oder häufiger getan. Sehr viel seltener werden Gewaltdelikte wie Raub (3%), Bedrohung mit Waffen (2%) und Erpressung (1%) berichtet. Fasst man alle Gewaltdelikte zusammen, geben 17% aller Jugendlichen an, mindestens eines der Delikte begangen zu haben, 4% gehören zu den Gewalt-Mehrfach-Tätern. Auch Grundschüler gaben in dieser Befragung an, andere Kinder geschlagen (14%) oder gehänselt (19%) zu haben (Baier, Rabold, Lüdders, Pfeiffer & Windzio, 2006). Die der deutschlandweiten KfN-Studie vergleichbare Dunkelfelduntersuchung „Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt im Bundesland Sachsen-Anhalt“ (Baier, Rabold & Doering, 2010) mit ca. 2.600 befragten Schülern der 9. Jahrgangsstufe des Schuljahres 2008/2009 aus einer repräsentativen Auswahl von Schulen des Bundeslandes weist auf den Prädiktor „eigene Opfererfahrung“ bei Gewalttätern hin: „Jugendliche, die in den vergangenen zwölf Monaten keine Gewalt erlebt haben, gaben nur zu 9% an, selbst Gewalt-

taten ausgeführt zu haben, Jugendliche, die Gewaltopfer waren, hingegen zu 33%.“ (vgl. Baier et al., 2010, S. 63).

Bei der Untersuchung des **Anzeigeverhaltens** der Jugendlichen kommt das KfN zu dem Ergebnis, „dass nicht alle Gewaltdelikte gleich häufig zur Anzeige gebracht werden. Bei Raubtaten und schweren Körperverletzungen liegt die Anzeigewahrscheinlichkeit mindestens doppelt so hoch wie bei leichten Körperverletzungen und sexuellen Gewalttaten [...] Von allen Gewalttaten der Jugendlichen wurden 24% zur Anzeige gebracht, mindestens drei Viertel aller Gewalttaten verbleiben damit im Dunkelfeld“ (Baier, 2010, S. 22).

Weitere Erkenntnisse aus der Dunkelfeldforschung bieten die Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS; Schlack & Hölling, 2007). Im Rahmen einer umfangreichen Untersuchung beantworteten 3.382 Jungen und 3.237 Mädchen Fragen zur 12-Monats-Prävalenz von Gewalterlebnissen. Des Weiteren wurden ihre Einstellungen zu instrumentellen (d.h. zielgerichtet und geplant) und expressiven (d.h. situativ und episodenhaft) Gewalthandlungen erfragt. Die Ergebnisse zeigen, dass insgesamt knapp drei Viertel der Kinder und Jugendlichen in Deutschland im Alter von 11-17 Jahren in den vergangenen 12 Monaten weder als Täter noch als Opfer von Gewalt betroffen gewesen sind (82,5% der Mädchen und 67,2% der Jungen). 19,6% der Jungen und 9,9% der Mädchen waren als Täter an Gewalthandlungen beteiligt. Diese Ergebnisse sind im Rahmen dieser Expertise jedoch mit Vorsicht zu betrachten, da nicht zwischen familiärer und anderer Gewalt unterschieden wurde.

3.2 Geschlechterverteilung

3.2.1 Polizeistatistische Daten

Die Belastung von Mädchen, weiblichen Jugendlichen und Frauen ist wesentlich geringer als die ihrer männlichen Altersgenossen. Bei einer Betrachtung der TVBZ wird deutlich, dass die Kriminalitätsbelastung der Frauen ihren Gipfel in der Altersgruppe der 14- bis unter 16-jährigen erreicht, die der Männer in der Altersgruppe der 16- bis unter 21-jährigen Jugendlichen und Heranwachsenden (s. Abbildung 3.6). Im Kindesalter fallen Mädchen und Jungen bei denen am häufigsten vorkommenden Delikten (Ladendiebstahl) etwa gleich häufig auf. Bei den Gewaltdelikten hingegen ist die Zahl der tatverdächtigen Jungen etwa viermal höher als die der Mädchen. Im Jugendalter werden diese Unterschiede potenziert: während die Registrierungshäufigkeiten beim Ladendiebstahl etwa gleich ausfallen, beträgt der Anteil jugendlicher Mädchen an den registrierten Körperverletzungen ca. 20%.

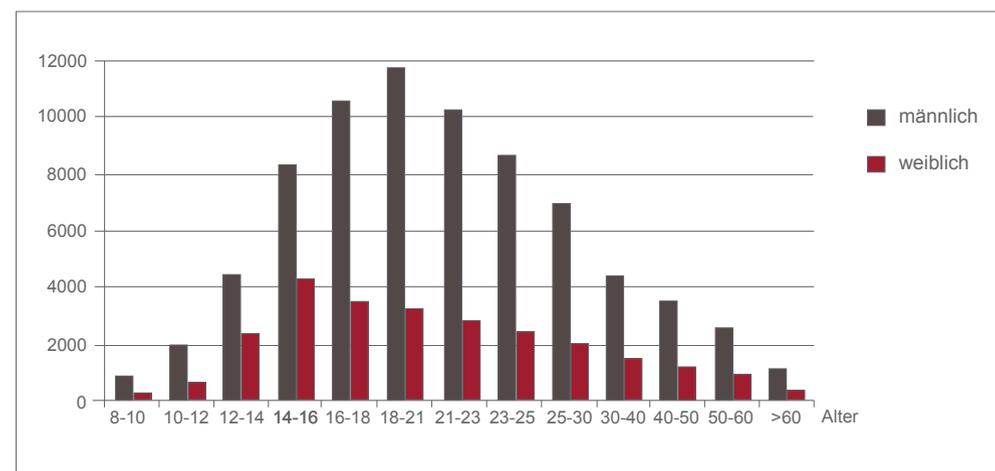


Abbildung 3.6: Männliche und weibliche Tatverdächtige (nach TVBZ) in den verschiedenen Altersgruppen (Quelle: PKS, 2006, S. 98).

3.2.2 Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen

Laut DSM-IV liegt die Prävalenz der Störung des Sozialverhaltens bei Jungen aus der Allgemeinbevölkerung weitaus höher als bei Mädchen (Saß et al., 2003; zusammenfassend Scheithauer & Petermann, 2004). Das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KfN) bestätigt diese geschlechterbezogenen Unterschiede in seiner Schülerbefragung 2005: 25% der männlichen und nur 9% der weiblichen Jugendlichen gaben an, eine Gewalttat begangen zu haben. 6% der Jungen und 2% der Mädchen können zu den Mehrfachtätern/innen gezählt werden (Baier et al., 2006). Die Abbildung 3.7 gibt den Anteil der Gewalttäter nach Opferstatus und Geschlecht aus Baier et al. (2010) wieder.

Obwohl die Ergebnisse zu belegen scheinen, dass Jungen gewalttätiger sind als Mädchen, muss darauf hingewiesen werden, dass diese Unterschiede vor allem dann zu beobachten sind, wenn ausschließlich direkte körperliche und verbale Gewalt betrachtet werden (vgl. Ittel, Bergann & Scheithauer, 2008). Indirekte/relationale Formen der Gewaltausübung werden selten erfasst. Einige Studien deuten darauf hin, dass Mädchen mindestens genau so häufig relational-aggressive Verhaltensweisen zeigen wie Jungen (Scheithauer, Hayer & Bull, 2007; vgl. Scheithauer, 2003).

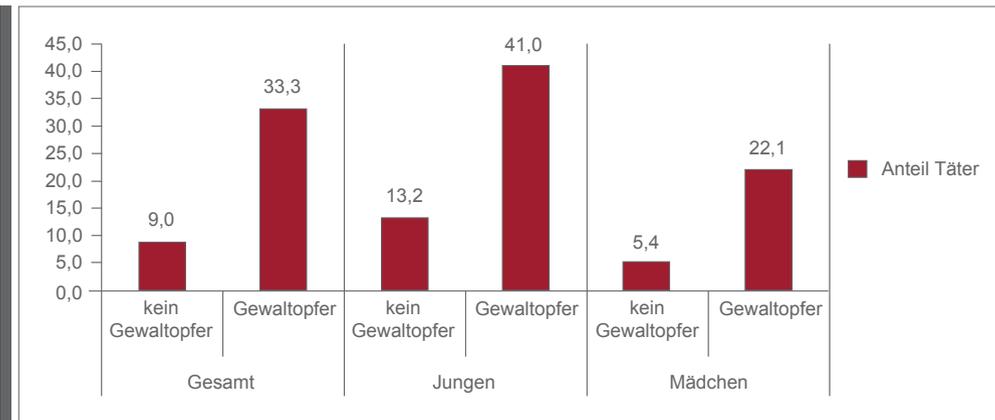


Abbildung 3.7: Anteil der Gewalttäter (mind. ein Gewaltdelikt [i.S.d. PKS] in den letzten zwölf Monaten) nach Opferstatus und Geschlecht in Prozent-gewichtete Daten) (aus Baier et al., 2010, S. 63).

3.3 Anteil nicht-deutscher Kinder und Jugendlicher

3.3.1 Polizeistatistische Daten

Der Bevölkerungsanteil der Einwohner ohne deutsche Staatsangehörigkeit liegt bei knapp 9%. Von den insgesamt knapp 100.500 tatverdächtigen Kindern im Jahr 2006 waren 17,5% nicht im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft. Der Anteil nicht-deutscher Jugendlicher beläuft sich auf 16,4% der insgesamt knapp 278.500 tatverdächtigen Jugendlichen. Beide Zahlen liegen deutlich über dem Bevölkerungsanteil der Betroffenen. Zu den insgesamt ermittelten Zahlen an Tatverdächtigen in den einzelnen Deliktbereichen liefern nicht-deutsche Jugendliche vor allem einen über ihrem durchschnittlichen Anteil liegenden Beitrag bei Gewalttaten. So hatten 30,3% der mit Raubdelikten, 22,4% der mit schwerer Körperverletzung und 17,8% der mit leichter Körperverletzung ermittelten jugendlichen Tatverdächtigen keine deutsche Staatsbürgerschaft (Steffen, 2007).

Werden die Rücklaufzahlen von 2005 zu 2006 getrennt aufgeschlüsselt, so kann ein Rückgang der tatverdächtigen deutschen Kinder von 1,2% und der nicht-deutschen Kinder von 8,3% berichtet werden. Bei den nicht-deutschen Kindern dominiert ebenso wie bei deutschen Kindern der Ladendiebstahl, wobei hier im Gegensatz zu den deutschen Kindern auch Rückläufe verzeichnet wurden. Bei den delinquenten Jugendlichen zeichnet sich ein ähnliches Bild ab: 16,4% der Gesamtzahl waren Jugendliche nicht-deutscher Herkunft. Auch hier fallen die

rückläufigen Zahlen bei nicht-deutschen Jugendlichen wesentlich höher aus (5,6%) als bei deutschen Jugendlichen (1,4%). Den größten Deliktsanteil bei nicht-deutschen Jugendlichen bildet die Körperverletzung (28,5%), gefolgt von Ladendiebstahl insgesamt (22,9%), Leistungerschleichung und Sachbeschädigung (je 9,4%). Einen Überblick über die Entwicklung der Anzahl tatverdächtiger Kinder und Jugendlicher nach Migrationsstatus in den letzten 15 Jahren geben Abbildung 3.8 und 3.9.

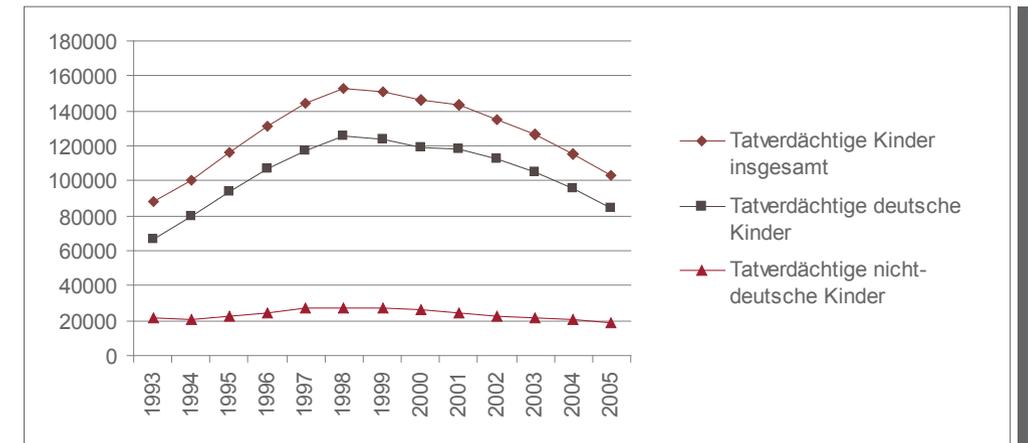


Abbildung 3.8: Entwicklung tatverdächtiger Kindern (bis 14 Jahre) nach Migrationsstatus (Quelle der Daten: PKS 2006, S. 74).

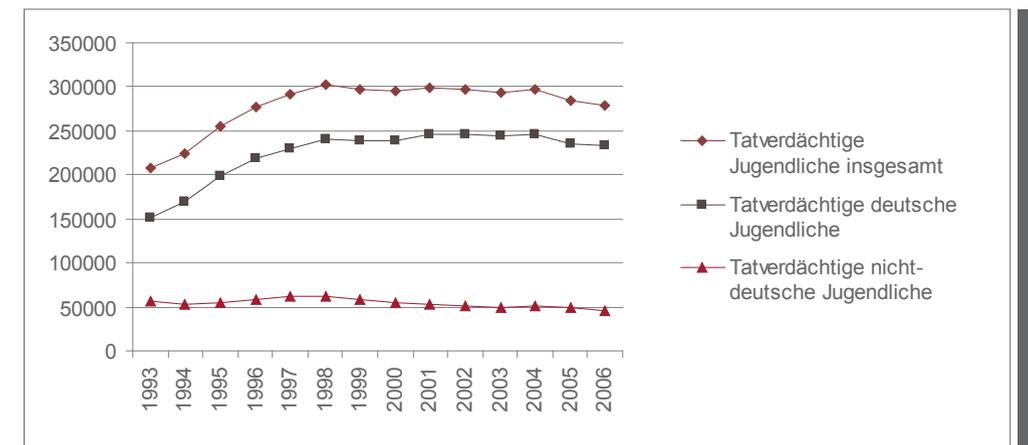


Abbildung 3.9: Entwicklung tatverdächtiger Jugendlicher (14 bis 18 Jahre) nach Migrationsstatus (Quelle der Daten: PKS 2006, S. 76).

Diese Zahlen der PKS 2006 beziehen sich nur auf Kinder und Jugendliche ohne deutsche Staatsbürgerschaft und umfassen nicht die Kinder und Jugendlichen mit deutscher Staatsbürgerschaft und Migrationshintergrund. Um differenzierte Aussagen zu den Unterschieden zwischen Kindern mit und ohne Migrationshintergrund machen zu können, muss auf Befunde aus Studien der Dunkelfeldforschung zurückgegriffen werden, von denen einige im Folgenden dargestellt werden.

3.3.2 Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen

Die Schülerbefragung des KFN von 2005 zeigt, dass die Kriminalität von Jugendlichen mit Migrationshintergrund tatsächlich höher ausfällt als die der Jugendlichen deutscher Herkunft. Jeder vierte türkische Jugendliche berichtete, im vergangenen Jahr eine Gewalttat ausgeübt zu haben. Fast jeder zehnte beging fünf oder mehr Gewalttaten. Das Problem der Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist vor allem eine erhöhte Gewaltbereitschaft, während andere delinquente Verhaltensweisen nur geringfügig häufiger begangen werden (Baier & Pfeiffer, 2007). Zwar ist nur jeder zehnte Jugendliche in Deutschland türkischer Herkunft, zugleich hat jedes dritte Opfer von Gewalttaten einen Täter türkischer Herkunft genannt (Baier et al., 2006). Bei Jugendlichen russischer, ehemals jugoslawischer oder osteuropäischer Herkunft sind ähnliche Befunde zu berichten (s. Abbildung 3.10).

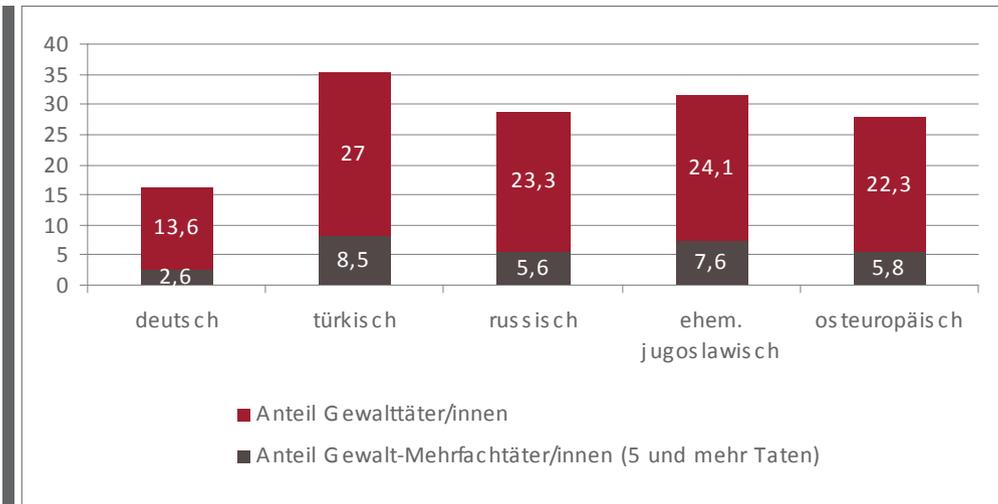


Abbildung 3.10: Anteil Gewalttäter/innen nach ethnischer Gruppe in % (Quelle: Baier et al., 2006, S.14).

Die ersten Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS; Schlack & Hölling, 2007) zeigen ebenfalls, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund häufiger von aktiven Gewalterlebnissen berichten und eine sehr viel höhere Gewaltbereitschaft aufweisen, als Nicht-Migranten.

Grundsätzlich ist zu betonen, dass nicht-deutsche Jugendliche nicht häufiger oder seltener gewalttätig auffallen als Jugendliche deutscher Staatsbürgerschaft mit Migrationshintergrund.

Eine aktuelle Studie aus der Schweiz (Eisner, Ribeaud & Bittel, 2006) betont, dass vor allem diejenigen Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine höhere Gewaltbelastung aufzeigen, die aus Familien mit einem niedrigen Bildungsstatus stammen bzw. deren Eltern eine schwache berufliche Position haben. Sozial privilegierte Jugendliche mit Migrationshintergrund zeigen sogar eine niedrigere Belastung als Schweizer Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Die Rolle des sozioökonomischen Status darf bei der Analyse der Kriminalitätsbelastungszahlen von deutschen und nicht-deutschen Kindern und Jugendlichen demnach nicht übersehen werden.

Der Vergleich der Kriminalitätsbelastung von Kindern und Jugendlichen deutscher Staatsbürgerschaft und nicht-deutscher Staatsbürgerschaft bzw. deutscher Staatsbürgerschaft mit Migrationshintergrund weist demnach einige grundsätzliche Probleme auf. So muss davon ausgegangen werden, dass auf geschlechter-, alters- und sozialstruktureller Ebene erhebliche Unterschiede existieren. In Deutschland lebende Personen ohne deutsche Staatsbürgerschaft sind im Durchschnitt jünger, häufiger männlichen Geschlechts, gehören zu einem größeren Anteil unteren Einkommens- und Bildungsschichten an und sind häufiger arbeitslos (Bundeskriminalamt, 2006, S. 105). Auch Baier und Pfeiffer (2007) weisen darauf hin, dass z.B. türkische Jugendliche häufiger von einer negativen sozioökonomischen Lage und geringer Bildung betroffen sind als deutsche Jugendliche. Diese Faktoren können zu den risikoe erhöhenden Bedingungen für delinquentes Verhalten gezählt werden (s. 3.4 und Kapitel 4). Zusätzlich sind ausländer-spezifische Delikte (Verstöße gegen das Aufenthalts-, das Asylverfahrens- und das Freizügigkeitsgesetz/EU) zu berücksichtigen, die von Deutschen nicht begangen werden können.

3.4 Sozioökonomischer Status

3.4.1 Polizeistatistische Daten

Die Polizeiliche Kriminalstatistik verzichtet auf die Darstellung der Kriminalität in den verschiedenen Einkommens- und Bildungsschichten (Bundeskriminalamt, 2006, S. III). Im Zweiten Periodischen Sicherheitsbericht wird ein Zusammenhang von Delinquenz und geringem sozialen Status, niedrigen Bildungschancen und mangelnder soziale Integration unter Berufung auf Forschungsergebnisse der Dunkelfeldforschung berichtet (S. 370).

3.4.2 Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen

Die Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitssurvey (KiGGS; Schlack & Hölling, 2007) zeigen, dass der sozioökonomische Status (SÖS) von besonderer Bedeutung für die Beteiligung an Gewalthandlungen zu sein scheint: 81,0% der Kinder mit hohem SÖS berichten, nie an Gewalthandlungen beteiligt gewesen zu sein. Dem stehen ca. 68% der Kinder mit niedrigem und über 75% mit mittlerem SÖS gegenüber. Die KfN-Befragung konnte bei ihrer Aufhellung des Dunkelfeldes deutliche Unterschiede in der Gewaltbelastung einzelner **Bildungsgruppen** feststellen: 19,4% (8,3%) der Förder- und Hauptschüler, 13,7% (5,3%) der Real- und Gesamtschüler sowie 8% (3%) der Gymnasiasten gaben an, in den letzten zwölf Monaten eine (*schwere*) Gewalttat begangen zu haben (Baier, 2010, S. 20 f.).

3.5 Intensiv- und Mehrfachtäter

Bei der Frage von **Mehrfach- bzw. Intensivtäterschaft** kommt die KfN-Studie zu dem Ergebnis, dass etwa 6,5% aller Jugendlichen mindestens drei unterschiedliche Deliktstypen und insgesamt über zehn Taten begangen haben (Baier, 2010, S. 23). Bei Personen dieser Gruppe kann von einer gefestigten dissozialen Störung ausgegangen werden. Vergleichbar sind die Einschätzungen im Diagnostischen und Statistischen Manual Psychischer Störungen (DSM IV; Saß, et al., 2003): Etwa 8% beträgt die Prävalenz der Störung des Sozialverhaltens (SSV, typische Verhaltensweisen sind aggressives Verhalten gegenüber Menschen und Tieren, Zerstörung von Eigentum, Betrug oder Diebstahl) bei Kindern und Jugendlichen (Scheithauer & Petermann, 2004). Im Rahmen der **Verlaufsstudie „Kriminalität in der modernen Stadt“** wurden in Münster von 2000 bis 2003 und werden in Duisburg seit 2002 jährliche Befragungen derselben Personen durchgeführt (so genannte Panelstudie), um Verlauf und Entstehungsbedingungen von Delinquenz in unterschiedlichen Lebensphasen von Jugendlichen zu

analysieren (Boers & Reinecke, 2007; Boers et al., 2010). Dort wird eine problematische Gruppe jugendlicher Intensivtäter (hier: fünf und mehr Gewaltdelikte pro Jahr) von ca. 6% (im Alter von 13-14 Jahren) identifiziert, die über drei Viertel der Gewaltdelikte (aller Befragten) berichtet haben. Auch die KfN-Studie belegt, dass 60% aller leichten Körperverletzungen von Intensivtätern begangen werden (Baier, 2010, S. 24). Beide Studien zeigen, dass es deutlich mehr männliche als weibliche Intensiv(gewalt)täter gibt. Unterschiedlich sind die Ergebnisse hingegen im Hinblick auf die Gewaltbelastung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Die KfN Studie berichtet, dass die Intensivtäterrate der Jugendlichen mit türkischem und ehemals jugoslawischen Migrationshintergrund überdurchschnittlich ist (ebd.), was sich bei den Duisburger Befragten nicht feststellen ließ (Boers et al., 2010, S. 52). Schließlich stellt das KfN einen starken Einfluss des Bildungsniveaus heraus: 9,2% der Förder- und Hauptschüler gehören zu den Intensivtätern, bei Gymnasialschülern sind es lediglich 3,6% (Baier, 2010, S. 24).

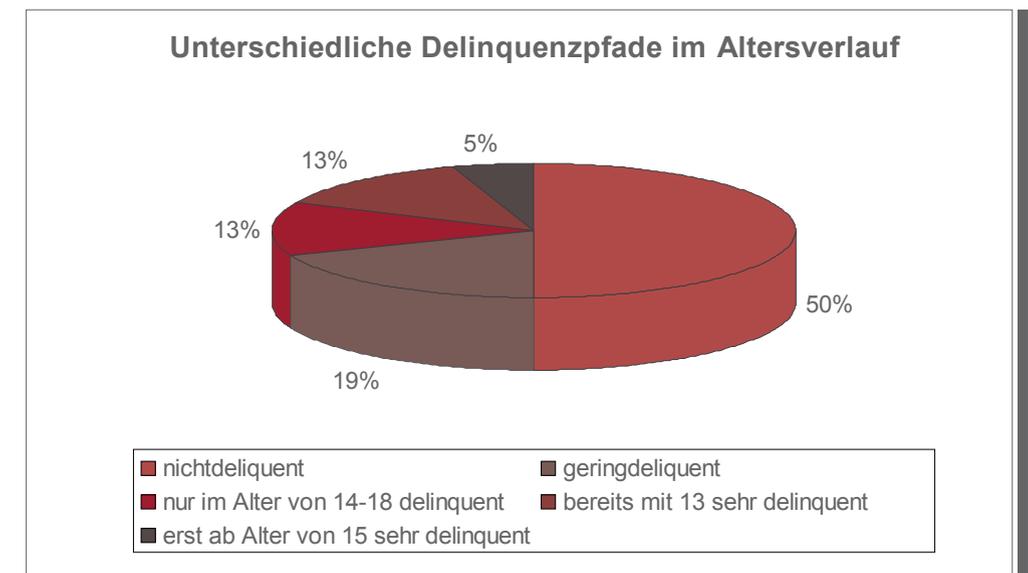


Abbildung 3.11: Unterschiedliche Delinquenzpfade im Altersverlauf. Befunde aus der Münsteraner/Duisburger Panel-Befragung (Boers & Reinecke, 2007; Boers et al., 2010; vgl. forum kriminalprävention 4/2010 S.50).

Die Ergebnisse der Münsteraner/Duisburger Panel-Befragungen sind über die Klärung der Intensivtäterbelastung hinaus zu Fragen des **Verlaufs unterschiedlicher Delinquenzpfade** im Altersverlauf aufschlussreich (s. Abbildung 3.11). Während (1) etwa die Hälfte der Befrag-

ten im Altersverlauf als nichtdelinquent gelten kann, sind (2) 19% geringdelinquent, (3) 13% lediglich im Alter von 14 bis unter 18 Jahren delinquent, weitere (4) 13% waren bereits im Alter von 13 Jahren überdurchschnittlich belastet, davon (4a) 9% persistente Intensivtäter aber (4b) 4% frühe Abbrecher, deren Deliktshäufigkeit auf das Niveau der Nichtdelinquenten zurückging. Weiterhin zeigte sich (5) eine Gruppe von 5% späten Startern, die erst ab dem 15. Lebensjahr eine überdurchschnittliche Deliktshäufigkeit entwickelten. Die Forscher interpretieren die unerwarteten Verlaufspfade der Frühen Abbrecher (4b) und der Späten Starter (5) als **Relativierung für die „Vorhersagekraft der Frühauffälligkeit“**.

3.6 Gewalt an Schulen

3.6.1 Polizeistatistische Daten und Hellfeld

Die Polizeilichen Kriminalstatistiken der Länder zeigen, dass nur ein kleiner Teil der von Jugendlichen begangenen Gewalttaten in der Schule geschehen und dass die Anzahl an Gewaltdelikten in der Schule in den letzten Jahren nur kaum bzw. nicht zunimmt, sondern eher ein stetiges „Auf und Ab“ der Quoten zu berichten ist. Dunkelfelduntersuchungen aus einzelnen Bundesländern bestätigen diese Befunde. So sind im Bereich der physischen Gewalt rückläufige Tendenzen zu berichten, während das Auftreten verbaler Aggression in der Schule häufiger angegeben wird (Steffen, 2007). Innerhalb dieser Ergebnisse zeigen sich jedoch Altersverschiebungen: Während es bei Schülern im Alter von 10-12 Jahren zu leichten Anstiegen in den einzelnen Gewaltbereichen gekommen ist, sind in den höheren Klassenstufen Rückgänge zu verzeichnen (Bundesministerium des Inneren/Bundesministerium der Justiz, 2006).

Die Hellfelddaten der Deutschen Gesetzlichen Unfallversicherung (DGUV) zu sogenannten „Raufunfällen“ an Schulen zeigen, dass (bei sehr wahrscheinlich konstanter Anzeigebereitschaft) die von den Schulleitern gemeldeten Vorfälle⁶ zwischen 1998 und 2008 um rund 22% zurückgegangen sind, bei „Raufunfällen“ mit Frakturen um 33,3% (DGUV-Statistik, 2009), d.h. von 8,3% auf einen Anteil von 7,1% der Raufunfälle (Baier, 2010, S. 12 f.; Spiess, 2010, S. 4 f.).

⁶ Jeder Vorfall, bei dem ein Schüler infolge tätlicher Auseinandersetzungen so verletzt wurde, dass ärztliche Behandlung in Anspruch genommen werden musste, wird unfallstatistisch erfasst.

3.6.2 Epidemiologische Studien und Fragebogenuntersuchungen

Studienergebnisse aus der Dunkelfeldforschung zur Häufigkeit von Gewalt an Schulen bestätigen, dass strafrechtlich relevante Delikte wie Körperverletzung, Erpressung oder Bandenschlägereien eher selten vorkommen, wohingegen verbale Gewaltformen wesentlich verbreiteter sind (Scheithauer, Hayer et al., 2003). In der Schülerbefragung von 2005 hat das KFN das Gewaltverhalten von Schülern auch nach den verschiedenen Schulformen untersucht. Dabei wurde erkennbar, dass Hauptschüler/innen fast dreimal so häufig als gewalttätig auffallen wie Gymnasiasten. 7% der Jugendlichen an Hauptschulen zählen zu den Gewalt-Mehrfachtäter/innen, wohingegen nur 2% der Gymnasiasten/innen die Anwendung von fünf oder mehr Gewalttaten berichten (s. Abbildung 3.12) (Baier et al., 2006).

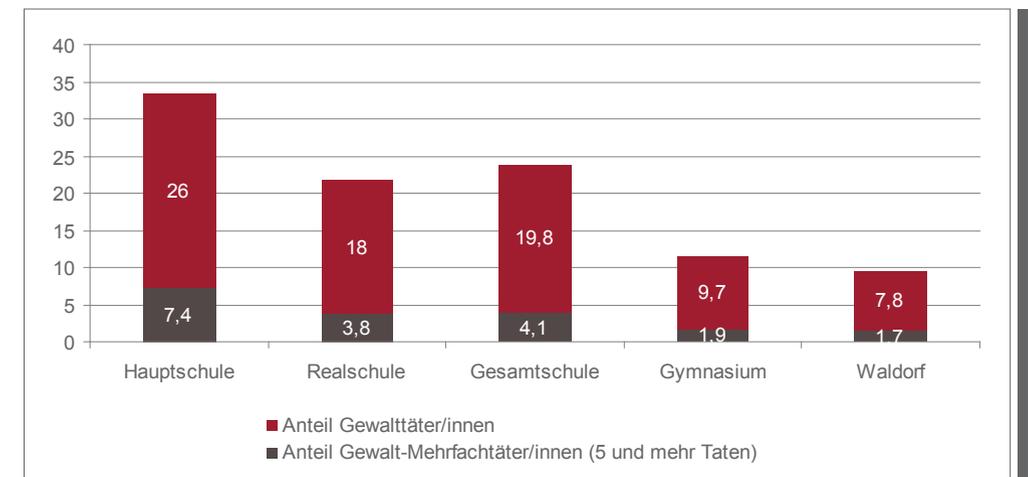


Abbildung 3.12: Anteil Gewalttäter/innen nach Schulformen in % (Quelle: Baier et al, 2006, S.13).

Diese Befunde werden von den Ergebnissen des Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS; Schlack & Hölling, 2007) gestützt. Hier geben 23,8% der Hauptschüler/innen an, ein oder mehrmals eine Gewalttät in den vergangenen 12 Monaten begangen zu haben. Dem stehen 15,4% der Gesamtschüler/innen, 14,7% der Realschüler/innen und 9,3% der Gymnasiast/inn/en gegenüber.

Eine besondere Erwähnung sollte im Zusammenhang mit Gewalt an Schulen eine spezielle Form aggressiven bzw. gewalttätigen Verhaltens finden, das so genannte Bullying (s. Kapitel 2). Ausgewählte Befunde aus dem deutschen Sprachraum zeigen, dass 5-11% der Schüler regelmäßige Opfer- bzw. Tätererfahrungen berichten (s. Tabelle 3.1) (Scheithauer, Hayer et al., 2003). In einer aktuellen repräsentativen Schülerbefragung berichteten sogar knapp über 12% der Kinder und Jugendlichen, anderen gegenüber mindestens einmal die Woche die Rolle des Bullies einzunehmen. Jungen treten dabei signifikant häufiger als Täter auf (15,3%) als Mädchen (9,1%) (Scheithauer, Hayer, Jugert & Petermann, 2006). Trennt man die unterschiedlichen Formen des Bullying nach direkten/physischen und indirekten/relationalen Formen, so wird deutlich, dass Jungen beim physischen Bullying zwar eindeutig häufiger in Erscheinung treten als Mädchen, Jungen **und** Mädchen bei relationaler Aggression jedoch mindestens gleich häufig auffallen (Scheithauer et al., 2007).

Studie	N	Stadt/ Region	Klassen- stufe	Schulformen	Täter* (%)		Opfer* (%)	
Hanewinkel & Knaack (1997a, b, 1999)	14788	Schleswig- Holstein	3.-12.	alle Schulformen	9,1 (direkt)		9,2 (direkt)	
					72,3 J.	27,7 M.	56,1 J.	43,9M.
					5 (indirekt)		53,2 J.	46,8 M.
Jugert et al. (2000)	1353	Nieder- sachsen	5.-10.	Kooperative Gesamtschule	8,3		8,2	
					61 J.	39 M.	52 J.	48 M.
Lösel et al. (1997)	1163	Nürnberg und Erlangen	7.-8.	Haupt-, Realschule, Gymnasium	9,3 (verbal)		10,7 (verbal)	
					5,3 (physisch)		4,9 (physisch)	
Schäfer (1996)	392	München	6. und 8.	Gymnasium	7,6		5,6	

* ein- oder mehrmals die Woche

Tabelle 3.1: Ausgewählte deutsche Studienbefunde zur Auftretenshäufigkeit von Bullying (Quelle: Scheithauer, Hayer et al., 2003, S. 40).

3.7 Vergleich Hell- und Dunkelfeld

In der öffentlichen Wahrnehmung ist die Frage nach der **Entwicklung des Gewaltniveaus** von besonderem Interesse und auch die Wissenschaft interessiert die Frage, ob ansteigende, stagnierende oder sinkende Gewaltbelastungen der Bevölkerungsgruppen im Zeitablauf, insbesondere der Jugendlichen, zu beobachten sind. Die Frage, ob der (bereits dargestellte) kriminalstatistische Anstieg der Gewaltkriminalität von 1998 bis 2008 um etwa 26% auch tatsächlich stattgefunden hat, kann nur durch eine vergleichende Betrachtung von Dunkel-felddaten zu unterschiedlichen Zeitpunkten geklärt werden. Deutlich wird zunächst, dass ein erhebliches Dunkelfeld für die Bereiche der Gewaltdelikte besteht: Lag 2008 die statistische Tatverdächtigenbelastung im Hinblick auf vorsätzliche leichte Körperverletzungen bei 1,05% (TVBZ 1.050) so gaben in der Befragung rund 11,7% (entspricht einer TVBZ 11.700) der Jugendlichen an, in den letzten zwölf Monaten eine leichte Körperverletzung begangen zu haben. Bei den dem PKS-Gewaltindex vergleichbaren schwereren Gewalttaten (hier: Raub, schwere Körperverletzung, Vergewaltigung / sexuelle Gewalt) steht dem Hellfeld der Tatverdächtigenbelastung von 1,24% (TVBZ 1.241) eine Rate im Dunkelfeld (begangen in den letzten zwölf Monaten) von 6,9% (entspricht einer TVBZ 6.900) gegenüber (die das Hellfeld rechnerisch mit einschließt). Somit kann das aktuelle Ausmaß des (relativen) Dunkelfeldes ansatzweise verlässlich dargestellt werden kann.

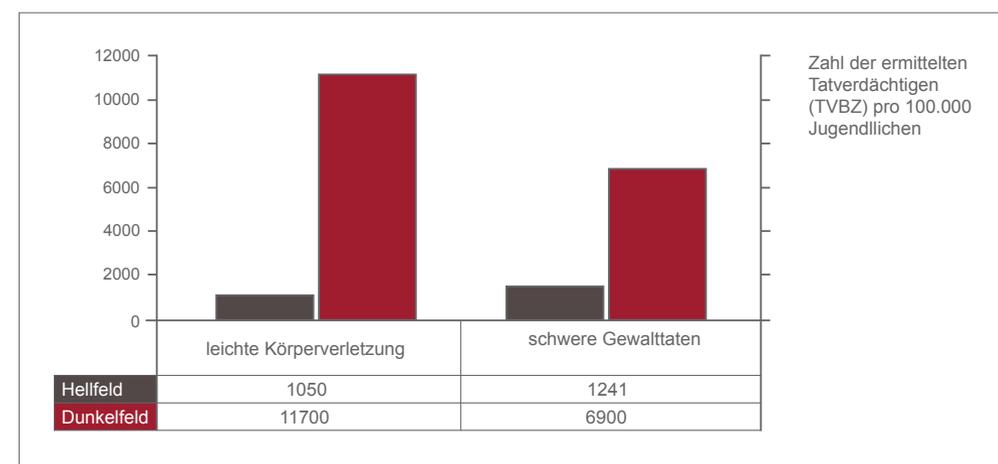


Abbildung 3.13: Tatverdächtigenbelastung bei Jugendlichen in Hell- und Dunkelfeld 2008 (Kahl 2011).

Da es in Deutschland keinen regelmäßigen auf repräsentativen Befragungen basierenden Crime Survey gibt und auch für die KfN-Schülerbefragung keine gleichwertigen Vergleichsdaten aus der Vergangenheit existieren, können zum Vergleich hilfsweise nur regional begrenzte Erhebungen aus der Vergangenheit genutzt werden. Vergleichsdaten des KfN sind für einige Städte (Hamburg, Hannover, Kiel, Leipzig, München, Rostock und Stuttgart sowie Schwäbisch-Gmünd) verfügbar (Baier, 2010, S. 25 ff.). Unter Berücksichtigung der methodischen Einschränkungen bei den Datenvergleichen zum Dunkelfeld 1998 und 2005-2008 lässt sich die Gewalstanstiegshypothese der Kriminalstatistik nicht bestätigen, vielmehr ist von einem Rückgang auszugehen, der etwa für die Städte Hamburg und Kiel besonders deutlich ausfällt (Anteil Jugendliche, die Gewaltdelikte in den letzten zwölf Monaten begangen haben (s. Abbildung 3.14) a) in Hamburg: 1998 23,9% und 2008 13,4%; b) in Kiel: 1998 20,8% und 2008 12,5%). Für die Mehrfach-Gewalttäteranteile zeigt sich im Durchschnitt ein Rückgang um etwa ein Viertel (Anteil Jugendliche, die mehrfach / über zehn Gewaltdelikte in den letzten zwölf Monaten begangen haben a) in Hamburg: 1998 7,6% und 2008 5,0%; b) in Kiel: 1998 6,2% und 2008 4,4%). Weitere Untersuchungen von Block et al. (2007) bezogen auf Hamburg zwischen 1998 und 2005, Dünkel und Geng (2002) bezogen auf Greifswald zwischen 1998 und 2002 sowie Fuchs et al. (2005) bezogen auf bayerische Schulen zwischen 1994 und 2004 bestätigen ebenfalls einen rückläufigen Trend bei der Jugendgewalt und -delinquenz.

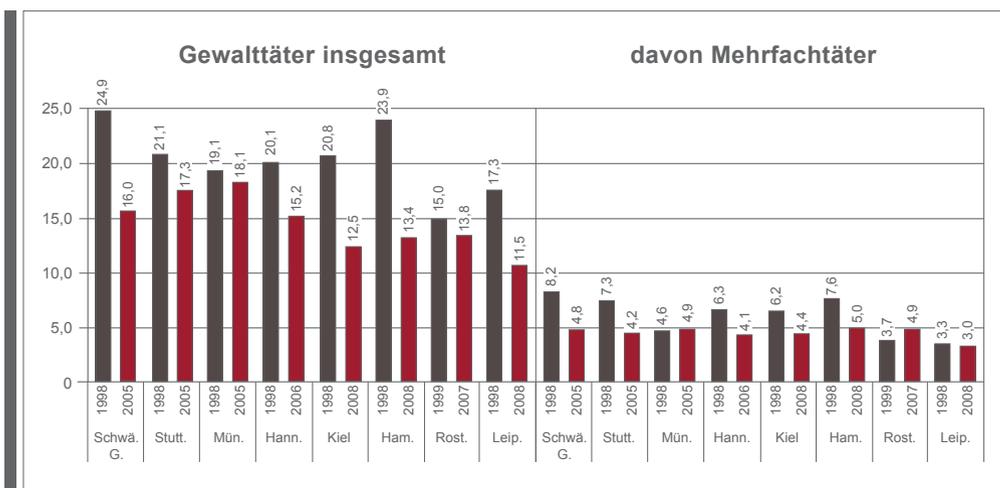


Abbildung 3.14: Anteil Jugendliche, die Gewaltdelikte in den letzten 12 Monaten begangen haben nach Erhebungszeitpunkt und Gebiet (in %; gewichtete Daten; aus Baier, 2010, S. 28).

Vor dem Hintergrund der (unterschiedlichen) Hell- und Dunkelfeld-Ergebnisse zur Entwicklung des von Jugendlichen begangenen Gewaltgeschehens in den letzten 10 bis 15 Jahren kann eine Voraussage zur weiteren Entwicklung durch Extrapolationen (Fortschreibungen) von statistischen Daten für Deutschland kaum Aussagekraft erreichen, zumal wenn längere Zeiträume betrachtet werden sollen (vgl. Görgen et al., 2010). Trotz des relativ sicher zu erwartenden Rückgangs der Bevölkerung insgesamt sowie bei der Zahl der Jugendlichen im Besonderen, wäre es nicht folgerichtig, daraus auch Abnahmen hinsichtlich der Gewaltbelastung der jugendlichen Altersgruppe abzuleiten. Ein denkbarer Rückgang absoluter Fall- und Tatverdächtigenzahlen wäre im Sinne der bisherigen Betrachtungen in eine relative Belastung umzurechnen. Der Aussagewert solcher Berechnungen ist so gering, dass auf diese letztendlich spekulativen Zahlenspiele verzichtet werden sollte, um den Blick für aktuelle und strategische Handlungserfordernisse nicht zu verstellen.

Hinsichtlich der Geschlechterverteilung zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung von Kriminalstatistik und Dunkelfelduntersuchung: Im Hellfeld stehen sich Belastungsraten für den Index Gewaltkriminalität bei Jungen von 2,02% und Mädchen 0,43% gegenüber, in der KfN-Befragung waren es Raten von 8,6% bei Jungen und 1,9% bei Mädchen, anders ausgedrückt: Die Tatverdächtigenbelastung liegt sowohl im Hell- als auch im Dunkelfeld bei Jungen etwa 4,5-fach höher als bei Mädchen.

Zur Frage des Verhältnisses von gewalttätigen Jugendlichen mit und ohne **Migrationshintergrund** stellt die KfN-Studie fest: „Allgemein sprechen die Befunde dafür, dass Migranteng jugendliche ... häufiger Gewalttaten ausführen (1,8mal häufiger mindestens eine schwere Gewalttat begangen), wobei türkische und ehemals jugoslawische Jugendliche besonders auffällig sind. Da die Abstände zu den deutschen Jugendlichen aber geringer ausfallen als in der PKS (2008: 2,8facher Abstand), ist zu vermuten, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund eher ins Hellfeld geraten [...], möglicherweise weil sie (aufgrund der ethnischen Herkunft) häufiger angezeigt werden oder häufiger schwere Delikte begehen“ (Baier, 2010, S. 20 sowie Baier et al., 2009, S. 70)⁷.

Regionale Unterschiede (Nord-Süd-/Ost-West-Gefälle) sowie Unterschiede im Stadt-/Landverhältnis sind im untersuchten Dunkelfeld eher geringfügig. Im Hellfeld hingegen sind zwei Tendenzen hervorzuheben: Erstens werden Kriminalität und Gewalt (insgesamt bzw. auch

⁷ Auf die Ausführungen zum Merkmal Migrationshintergrund auf Seite 33 wird hingewiesen.

durch Jugendliche) in großstädtischen Räumen häufiger polizeilich registriert als in ländlichen Regionen. Zweitens ergibt die Registrierung der Delikte und Tatverdächtigen in Süddeutschland eine geringere Belastung als im norddeutschen Raum (vgl. Bundeskriminalamt, 2010, S. 230 f.).

3.8 Ursachen für Veränderungen in den Kriminalstatistiken und Unterschiede in den Abweichungen von Hell- und Dunkelfeld

Das Bundesministerium des Inneren/Bundesministerium der Justiz weist im Zweiten Periodischen Sicherheitsbericht (2006) darauf hin, dass die seit 1998 beobachtbaren Anstiege für Körperverletzung und Verstöße gegen das Betäubungsmittelgesetz nach Hinweisen aus der Dunkelfeldforschung das Ergebnis veränderter Bewertung und einer gestiegenen Anzeigebereitschaft bzw. erhöhten Aufmerksamkeit sind. Auch die Abweichungen zwischen den Angaben der Kriminalstatistiken und den Befunden epidemiologischer Studien und Fragebogenuntersuchungen lassen sich mit der Veränderung des Anzeigeverhaltens erklären (Baier, 2008). Baier und Windzio (2007) berichten, dass von den ohne Waffe begangenen Körperverletzungen im Jahre 1998 lediglich 15%, im Jahre 2005 aber bereits 20% zur Anzeige gebracht wurden.

Generell sollte jedoch davon ausgegangen werden, dass die Strafverfolgungsbehörden von einem erheblichen Anteil der von Jugendlichen begangenen Delikte nicht Kenntnis erlangen. Die strafrechtliche Kontrolle ist sozial selektiv: sozial benachteiligte Jugendliche sowie Jugendliche mit niedrigerer schulischer Bildung haben bei identischer Delinquenzbelastung eine deutlich höhere Wahrscheinlichkeit, wegen ihrer Taten in Kontakt mit der Polizei zu kommen. Absolut gesehen ist die Wahrscheinlichkeit von Polizeikontakten aber insgesamt gering: Nur 10-20% der jugendlichen Straftäter kommt in Kontakt mit der Polizei (Bundesministerium des Inneren/Bundesministerium der Justiz, 2006).

Nach wie vor gilt, dass die Mehrzahl junger Menschen nur kurzzeitig und nicht in schwerwiegender Form gegen Normen verstößt. Eine Zunahme gravierender Formen der Delinquenz junger Menschen in Gestalt von erhöhten Zahlen von Mehrfach- und Intensivtätern lässt sich nicht nachweisen. „Delinquentes Verhalten bei jungen Menschen ist nach gesicherten Erkenntnissen jugendkriminologischer Forschung weit überwiegend als episodenhaftes, d.h. auf einen bestimmten Entwicklungsabschnitt beschränktes, ubiquitäres, d.h. in allen sozialen Schichten vorkommendes, und zudem im statistischen Sinne normales, d.h. bei der weit

überwiegenden Mehrzahl junger Menschen auftretendes Phänomen zu bezeichnen“ (Bundesministerium des Inneren/Bundesministerium der Justiz, 2006). Fast 90% der männlichen jungen Erwachsenen haben im Kindes- und Jugendalter irgendwann einmal gegen strafrechtliche Vorschriften verstoßen, wenngleich nicht unerwähnt bleiben darf, dass eine kleine Gruppe von Jugendlichen (s. Kapitel 3.10) als Mehrfachtäter für eine Vielzahl von Straftaten und Gewaltvorfällen verantwortlich ist und als Hoch-Risiko-Gruppe möglichst früh erkannt werden sollte.

3.9 Strafverfolgungsstatistik

Das Statistische Bundesamt veröffentlicht jährlich Daten zur Strafverfolgung in der Bundesrepublik Deutschland – auch zu Fällen, in denen gewalttätiges Verhalten eine Rolle gespielt hat. Bei Betrachtung der Statistiken muss berücksichtigt werden, dass in der Strafverfolgungsstatistik Personen, die in getrennten Strafverfahren abgeurteilt wurden, auch mehrfach erfasst werden⁸. Des Weiteren beziehen sich die Zahlen nur auf die alten Bundesländer einschließlich Berlin“ (Statistisches Bundesamt, 2007, S.7). Eine direkte Bezugnahme auf die Anzahl der Tatverdächtigen ist daher nicht möglich.

„Verurteilte sind Angeklagte, gegen die nach allgemeinem Strafrecht Freiheitsstrafe, Straf-arrest oder Geldstrafe (auch durch einen rechtskräftigen Strafbefehl) verhängt worden ist, oder deren Straftat nach Jugendstrafrecht mit Jugendstrafe, Zuchtmitteln oder Erziehungsmaßregeln geahndet wurde.“ (ebd., 2007, S.15). Von den insgesamt 780.659 Verurteilten im Jahr 2005 waren 57.687 (7,4%) Jugendliche im Alter von 14-18 Jahren (s. Abbildung 3.15). Verglichen mit ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung (5%; s. Abbildung 3.3, rechts) sind sie damit in der Verurteiltenstatistik leicht überrepräsentiert.

Die Verurteiltenziffer (Verurteilte je 100.000 Einwohner der gleichen Personengruppe) lag bei 1.662 Jugendlichen. Von den insgesamt verurteilten Jugendlichen wurden 45.199 (78,4%) wegen Verstöße gegen das Strafgesetzbuch ohne Vergehen im Straßenverkehr verurteilt. Von diesen wurden 41,8% der Jugendlichen wegen Diebstahls- und Unterschlagungsdelikten verurteilt und knapp 27% wegen Straftaten gegen die körperliche Unversehrtheit (darunter: 11,3% einfache und 15,1% schwere Körperverletzungsdelikte).

⁸ In der PKS werden Personen, die in einem Berichtsjahr mehrfach als Tatverdächtige erfasst wurden, nur einfach gezählt.

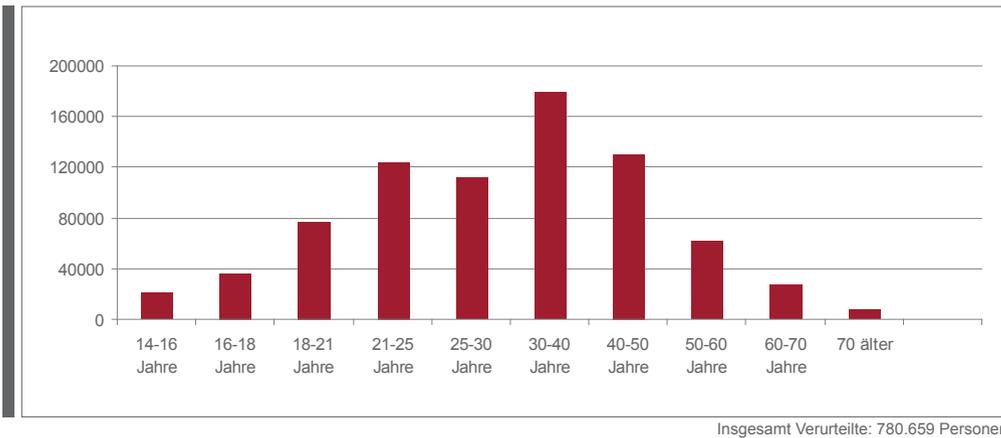


Abbildung 3.15: Verurteilte nach Altersklassen (Quelle der Daten: Statistisches Bundesamt, 2007).

85,3% der insgesamt Verurteilten waren männlich. Bei den wegen Diebstahls- und Unterschlagungsdelikten verurteilten Jugendlichen hatten männliche Jugendliche einen Anteil von knapp 80%, bei den Straftaten gegen die körperliche Unversehrtheit einen Anteil von 86,2% (eigene Berechnungen nach den Daten des Statistischen Bundesamt, 2007).

Insgesamt wurden im Jahr 2005 106.655 Straftäter nach Jugendstrafrecht verurteilt. Bei 91,1% dieser Täter lagen Angaben zu früheren Strafen oder Maßnahmen wegen Verbrechen oder Vergehen vor. Knapp die Hälfte dieser Mehrfachtäter wurde im Vorfeld bereits mindestens einmal verurteilt (s. Abbildung 3.16).

Von den insgesamt verurteilten Jugendlichen waren 19,1% (davon 87,3% männlich) nicht im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft. Angaben über deutsche Jugendliche mit Migrationshintergrund können in der Verurteiltenstatistik nicht gemacht werden.

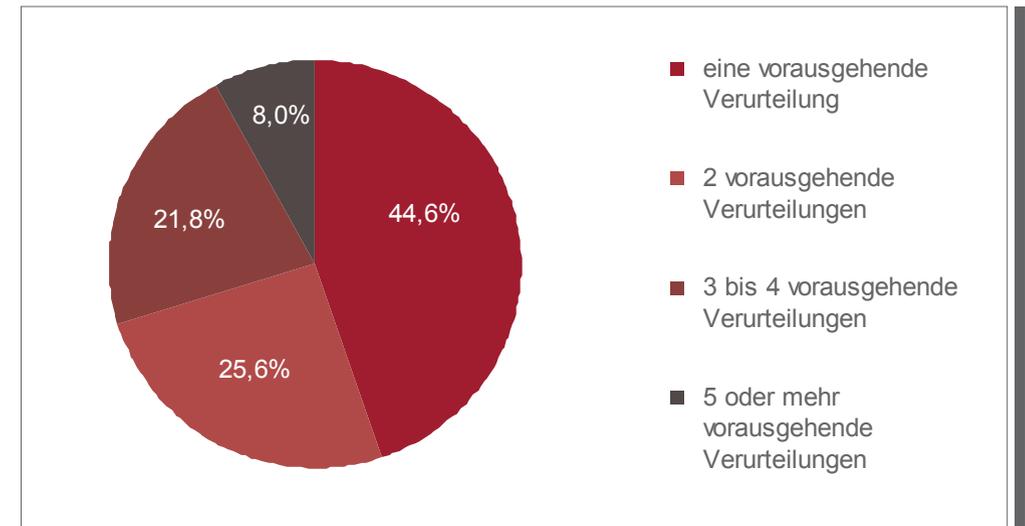


Abbildung 3.16: Anzahl der vorausgehenden Verurteilungen bei den 2005 verurteilten jugendlichen Mehrfachtätern (Quelle der Daten: Statistisches Bundesamt, 2007; eigene Berechnungen).

3.10 Kriminalität und Rückfälligkeit

Auch wenn die Mehrzahl Kinder und Jugendlicher nur episodenhaft gewalttätiges Verhalten aufzeigt, muss dennoch bedacht werden, dass eine recht kleine Gruppe junger Menschen über viele Jahre wiederholt kriminelle Delikte begeht. Hier wird von einer Kumulation von risikoe erhöhenden Bedingungen ausgegangen, die zu einer schwerwiegenden und dauerhaften Kriminalität führen kann. Auch wenn aufgrund uneinheitlicher kriminologischer Definition der Anteil an Intensivtätern in der Gruppe der delinquenten Kinder und Jugendlichen schlecht bestimmbar ist (s. Steffen, 2007), so weisen in- und ausländische Untersuchungen immer wieder darauf hin, dass eine kleine Gruppe von unter 10% gut die Hälfte aller Taten verübt, die für die jeweilige Altersgruppen offiziell bekannt werden (Elsner, Steffen & Stern, 1998).

Bei genauer Betrachtung der Rückfallquoten wird deutlich, dass die Körperverletzung bei allen Gewaltdeliktgruppen die häufigste Form des Gewaltrückfalls darstellt: Die Rückfallquoten liegen bei den 14-18-Jährigen zwischen 60% und 70%. Die Altersverteilung der Rückfälligkeit lässt eine Verringerung der Rückfallquote mit steigendem Tatalter vermuten (Harrendorf, 2007). Eine ausführliche Analyse zur Rückfälligkeit von Gewalttätern (ebd.,

2007) kommt zu einer wesentlichen Erkenntnis: Für die Rückfallwahrscheinlichkeit bei Gewalttätern besteht ein Zusammenhang zwischen Rückfälligkeit und Einstiegsalter. Je mehr Gewaltdelikte im Vorfeld getätigt wurden, umso größer die Rückfallwahrscheinlichkeit. Wenn Kinder in einem frühen Alter gewalttätiges Verhalten aufweisen und zudem mehrere Gewalttaten verüben, ist die Wahrscheinlichkeit für eine Rückfälligkeit hoch.

3.11 Fazit

Die dargestellten Befunde aus Hell- und Dunkelfeldforschung geben einen wichtigen Überblick über die Häufigkeit und Verteilung von Gewalt bei Kindern und Jugendlichen. Generell ist in den letzten knapp 15 Jahren ein eher **rückläufiger Trend in der allgemeinen Kriminalität** von Kindern und Jugendlichen zu verzeichnen. Betrachtet man jedoch die **Entwicklung der Gewaltdelikte** isoliert, so wird bei einer Auswertung der kriminalstatistischen Berichte ein **erheblicher Anstieg** erkennbar, wohingegen Dunkelfelduntersuchungen auch hier einen **rückläufigen Trend** berichten. Diese gegensätzlichen Entwicklungsbefunde können dadurch erklärt werden, dass **eine höhere Sensibilität für Gewalt** in der Gesellschaft und ein damit einhergehendes **erhöhtes Anzeigeverhalten** die Zahlen im Hellfeld steigen lassen, auch wenn die Befunde im Dunkelfeld eine andere Entwicklung bezeugen.

Der **Anteil von männlichen jugendlichen Gewalttätern ist nach wie vor höher** als der der weiblichen. Zieht man jedoch **relationale und indirekte Formen** der Gewalt hinzu, nähern sich die Quoten an.

Bei einer undifferenzierten Betrachtung der Statistiken kann eine **höhere Kriminalitätsbelastung bei nicht-deutschen Kindern und Jugendlichen** bzw. Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Vergleich zu deutschen Kindern und Jugendlichen festgestellt werden. Das Problem der nicht-deutschen Jugendlichen ist dabei vor allem eine **erhöhte Gewaltbereitschaft**. Diese Ergebnisse sollten jedoch nicht ohne Berücksichtigung anderer risikoerhöhender Bedingungen (SÖS, familiäre Faktoren usw.) interpretiert werden. Einzelne Studien belegen den **Einfluss des sozioökonomischen Status, der Bildungschancen und der Schulform für die Beteiligung an kriminellen – und damit auch gewalttätigem – Verhalten**. Zusätzlich wird deutlich, dass der generelle Rückgang allgemeiner Kriminalität bei nicht-deutschen Kindern und Jugendlichen weitaus höher liegt als bei deutschen Kindern und Jugendlichen.

Auch wenn Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen im Vergleich zu ihrem

Bevölkerungsanteil sehr häufig auftritt, so kann dennoch davon ausgegangen werden, dass sie meist eine **vorübergehende Entwicklungserscheinung** darstellt. „Delinquentes Verhalten bei jungen Menschen ist nach gesicherten Erkenntnissen jugendkriminologischer Forschung weit überwiegend als episodenhaftes, d.h. auf einen bestimmten Entwicklungsabschnitt beschränktes, ubiquitäres, d.h. in allen sozialen Schichten vorkommendes, und zudem im statistischen Sinne normales, d.h. bei der weit überwiegenden Mehrzahl junger Menschen auftretendes Phänomen zu bezeichnen“ (Bundesministerium des Inneren / Bundesministerium der Justiz, 2006, S. 357; vgl. auch Steffen, 2007, S. 233 ff.).

Nichtsdestotrotz muss berücksichtigt werden, dass gerade eine **früh einsetzende und kontinuierliche Kriminalität**, respektive **Gewalttätigkeit, zu einer langjährigen und fortdauernden Kriminalität**, respektive **Gewalttätigkeit, führen kann** und es eine kleine Gruppe Betroffener gibt, die als Mehrfachtäter – insbesondere bei Gewalttaten – auffällig ist.

Um diesen Entwicklungswegen präventiv entgegenwirken zu können, müssen risikomildende Bedingungen (s. Kapitel 4) in der Entwicklung von Gewalt identifiziert und durch gezielte Maßnahmen gefördert werden.

4 Darstellung der Forschungslage zu risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen für die Entwicklung von Gewalt

Die Frage nach den Bedingungen, die dazu führen, dass Kinder und Jugendliche gewalttätig werden, wurde international und national vielfach versucht zu beantworten. Die Anzahl der Publikationen, die sich mit risikoerhöhenden Bedingungen von Gewalt beschäftigen, ist kaum überschaubar. Risikomildernde Bedingungen, d.h. Bedingungen, die Kinder und Jugendliche davor schützen, ein gewalttätiges Verhalten zu entwickeln, sind ebenfalls Gegenstand vieler Forschungen, wenn auch nicht in dem Ausmaß wie risikoerhöhende Bedingungen. Ziel dieses Kapitels ist es, risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen für die Entwicklung gewalttätigen Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen zusammenfassend darzustellen. Dies geschieht auf Basis aktueller Metaanalysen und Reviews, deren Grundlage der in Kapitel 2 ausführlich dargelegte interpersonale Gewaltbegriff ist.

Im Folgenden werden zunächst das Vorgehen bei der Erfassung und Auswertung der Metaanalysen und Reviews erläutert, eine Übersicht über die ausgewerteten Beiträge gegeben und anschließend die Ergebnisse der Auswertung dargestellt. Des Weiteren werden Entwicklungsmodelle gewalttätigen Verhaltens erläutert, in denen die skizzierten risikoerhöhenden Bedingungen in ihrer Wirkung über den Entwicklungsverlauf von Kindern und Jugendlichen berücksichtigt werden.

4.1 Auswahl und Erfassung relevanter Publikationen

4.1.1 Berücksichtigte Formen von Publikationen

Hauptdatenquelle für diese Expertise sind Metaanalysen und systematische Reviews. Darüber hinaus wurden narrative Reviews unterstützend herangezogen. Diese drei Formen wissenschaftlicher Veröffentlichungen lassen sich folgendermaßen unterscheiden:

- Metaanalysen fassen wissenschaftliche Einzelstudien zu einer bestimmten Fragestellung qualitativ und quantitativ zusammen. Die zusammengefassten Studienergebnisse werden verglichen, statistisch ausgewertet und bewertet. Im Mittelpunkt steht die Berechnung von Effektmaßen.
- Systematische Reviews erfassen relevante Veröffentlichungen zu einer bestimmten Fragestellung auf Grundlage einer systematischen und nachvollziehbar dokumentierten Literaturrecherche.

- Narrative Reviews fassen ebenfalls die relevante Literatur zusammen, um sie anschließend strukturiert vorzustellen und kritisch zu reflektieren. Es fehlen jedoch die systematische Literaturrecherche und das Berechnen von Effektmaßen.

4.1.2 Ein- und Ausschlusskriterien

Eingeschlossen wurden Reviews und Metaanalysen, in denen als Outcome auf Formen der Gewalt Bezug genommen wird, die mit der Definition aus Kapitel 2 übereinstimmen. Zusätzlich musste gewährleistet sein, dass das Outcome (Gewalt) und auch die jeweiligen risikoerhöhenden Bedingungen mit Hilfe von Fragebogen-, Beobachtungs-, Interviewverfahren, Rating- oder Checklisten erfasst wurden.

Gewalt und aggressives Verhalten können sich im Kindesalter auf andere Weise äußern – oder als Vorläuferverhaltensweisen zum Ausdruck kommen – als im Jugendalter. Daher wurden zunächst auch jene Publikationen nicht ausgeschlossen, die früh im Entwicklungsverlauf auftretende Erscheinungsformen von Gewalt erfassten, wie etwa altersunangemessene, häufige und schwere Wutausbrüche, Tyrannisieren anderer Personen, ernsthafte Verletzung der Rechte anderer.

Ausgeschlossen wurden Reviews und Metaanalysen dann, wenn sie

- ausschließlich Studien an sehr eingeschränkten Risikogruppen (z.B. nur jugendliche Straftäter, klinische Stichproben) umfassten,
- in ihnen lediglich Studien auf Grundlage experimenteller Designs zusammengefasst wurden,
- nicht dem in Kapitel 2 definierten interpersonalen Gewaltbegriff entsprachen,
- sie sich auf häusliche Gewalt, Kindesmisshandlung und Kindesmissbrauch als Outcome bezogen,
- sie in einer anderen Sprache als Deutsch oder Englisch publiziert waren,
- vor 1960 publiziert wurden.

4.1.3 Datenbankrecherche nach relevanten Publikationen

Eine breit gefächerte Suche in den wissenschaftlichen Datenbanken PubMed, ScienceDirect, ERIC, PsycINFO, PsycINFO, Social Services Abstracts, Sociological Abstracts, International Bibliography of the Social Sciences, CINAHL, Ingenta Connect, Arts & Humanities Citation Index, Science Citation Index Expanded, Social Science Citation Index ergab insgesamt 453

als relevant einzustufende Publikation, darunter 29 Metaanalysen und 25 systematische Reviews (für einen Überblick über die Suchstrategie s. Anhang 1). Die Literaturrecherche wurde im April 2006 beendet. Nach diesem Termin erschienene Veröffentlichungen konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Die Publikationen wurden gesichtet, als Metaanalysen, systematische oder narrative Reviews identifiziert und anhand hierfür vorbereiteter Codierbögen bewertet. Die Codierbögen fragten zuerst die Ausschlusskriterien ab und erhoben anschließend die relevanten Aspekte der Publikation wie die Anzahl der eingeflossenen Primärstudien, beobachtetes Outcome, Altersspanne und Art der Stichprobe, den Zeitraum der eingeflossenen Studien, risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen. Insgesamt mussten 95 Publikationen ausgeschlossen werden, da sie den Einschlusskriterien nicht entsprachen. Der vorliegenden Auswertung liegen somit 21 Metaanalysen, 15 systematische Reviews und 322 narrative Reviews zugrunde. Die in den Codierbögen erfassten Charakteristika der verbleibenden Veröffentlichungen wurden für die spätere Auswertung in eine Excel-Datenbank übertragen. Die komplette Liste der aus dieser Recherche resultierenden Literatur befindet sich im Anhang (Anhang 2), einschließlich Buchpublikationen, die auszugsweise in dieser Expertise berücksichtigt wurden (Anhang 3), beide Anhänge sind in der 3. Auflage der Broschüre nicht abgedruckt und stehen online auf der Website des DFK www.kriminalpraevention.de (Publikationen) zur Verfügung.

4.2 Übersicht über die Charakteristika der Metaanalysen und systematischen Reviews

Die Anzahl der in die Metaanalysen und systematischen Reviews eingeflossenen Primärstudien sind der jeweils zweiten Spalte in den Tabellen 4.1 und 4.2 zu entnehmen. Von den 21 Metaanalysen beruhen zweimal zwei auf identischen Primärstudien. Die mit Abstand meisten Studien sind in der Metaanalyse von Bushman und Huesmann (2006) berücksichtigt. Unter den 15 systematischen Reviews konnte bei 8 Publikationen die Zahl der Primärstudien aus den gemachten Angaben nicht ermittelt werden.

Die Ergebnisse der systematischen Literaturrecherche ergänzend wird auf die folgenden, ausgewählten Überblicksarbeiten hingewiesen: Beelmann und Raabe (2007), Bliesener, Beelmann und Stemmler (2012), Deegener und Körner (2011), DGUV (2011), Krahe und Greve (2002), Scheithauer, Malti und Noam (2009), Scheithauer und Petermann (2010) sowie Wahl (2009).

Tabelle 4.1: Einbezogene Metaanalysen.

Quelle	Anzahl Primärstudien	Altersspanne der Stichprobe	Thema	Ergebnisse
Anderson (2004) Anderson & Bushman (2001) Anderson, Craig, et al. (2004)	35 32 32	Kinder/junge Erwachsene Ø 18 Jahre	Beziehung zwischen aggressivem Verhalten und Videospiele.	Gewalttätige Videospiele zu spielen erhöht aggressives Verhalten, aggressive Kognitionen und Affekte, physiologische Erregung und reduziert prosoziales Verhalten.
Bushman & Huesmann (2006)	431	Alle Altersklassen	Kurz- und langfristige Wirkung von gewalttätigen Medien auf Aggression.	Kurzzeiteffekte gewalttätiger Medien stärker bei Erwachsenen, Langzeiteffekte stärker bei Kindern.
Sherry (2001)	25	4-22	Gewalt-Videospiele als Risikofaktor für Aggression.	Gewalttätige Videospiele zu spielen erhöht aggressives Verhalten. Es konnten mittlere Effekte ermittelt werden.
Derzon (1995, 1996)	68	Alle Altersklassen	Vorhersagbarkeit späteren gewalttätigen Verhaltens aufgrund von früherem Verhalten und Erfahrungen.	Gewalt kann nicht auf eine einzelne „Ursache“ zurückgeführt werden. Betonung der Interaktion mehrerer risikoerhöhenden Bedingungen in der Entwicklung von Gewalt.
Derzon (2001)	58	Kinder/Jugendliche	Stabilität von antisozialem Verhalten; Vorhersage späterer Gewalt durch früheres antisoziales Verhalten.	Mittlerer Effekt bezüglich der Vorhersagekraft von antisozialem Verhalten für spätere Gewalttätigkeit. Maßnahmen dürfen nicht nur auf Basis dieses Prädiktors angewandt werden, da man von falsch positiv/negativ Raten ausgehen muss.
Lipsey & Derzon (1998)	34	6-25	Entwicklung antisozialen Verhaltens. Langzeitstudien zu Prädiktoren von Gewalt/ ernster Delinquenz im Jugendalter. Metaanalyse von prospektiven Längsschnittstudien.	Risikofaktoren nach Alterskohorten. Auch hier zeigt sich: Familie bei Jüngeren, Peers bei Älteren größeren Einfluss. Diskussion der Effektivität von Interventionen unter Berücksichtigung der Treffsicherheit von Vorhersagen. Aber: Die Prädiktoren (z.B. familiäre Probleme, delinquente Jugendgruppen) für sich genommen rechtfertigen schon eine Intervention.
Hawkins, David, Herrenkohl, Farrington et al. (2000)	66	Kinder/Jugendliche (bis 18)	Prädiktoren für Gewalt bei Jugendlichen.	Beziehen sich auf Daten von Lipsey und Derzon (1998) und auf „Seattle Social Development Project“: Risikofaktoren aus den Domänen Individuum, Familie, Schule, Peers, Gemeinde und Nachbarschaft. Betonung der Bedeutung einer Kumulation von Risikobedingungen für die Entstehung von Gewalt bei Jugendlichen und daraus resultierende multimodale Intervention.

Fortsetzung Tabelle 4.1: Einbezogene Metaanalysen.

Quelle	Anzahl Primärstudien	Altersspanne der Stichprobe	Thema	Ergebnisse
Ortiz & Raine (2004)	40	3-18	Biologische Risikovariablen: Herzfrequenzrate. Erkennbarkeit antisozialer Kinder an niedriger Herzrate.	Ein niedriger Ruhepuls scheint gegenwärtig das am besten replizierte biologische Korrelat zu antisozialem Verhalten bei Kindern und Jugendlichen zu sein.
Lorber (2004)	95	Alle Altersklassen	Herzrate und Hautleitfähigkeit als Risikofaktoren für Aggression, Psychopathie und Verhaltensprobleme.	Es besteht eine komplexe Konstellation interaktiver Effekte. Niedrige Hautleitfähigkeit (EDA) in Ruhe und bei Aufgaben war verbunden mit Psychopathie/Soziopathie und Verhaltensproblemen. Aber die EDA-Reaktivität wies eine positive Beziehung auf mit Aggression und eine negative mit Psychopathie/Soziopathie. Ein niedriger Ruhepuls und eine hohe Herzraten-Reaktivität wiesen eine Verbindung zu Aggression und Verhaltensproblemen auf. Die Beziehung zwischen Physiologie und Verhalten variierte in mehreren Fällen mit Alter und Ausmaß des Reizes.
Rhee & Waldman (2002)	51	k.A.	Analyse genetischer und Umweltbedingungen durch Zwillings-/Adoptionsstudien.	Familiale Einflüsse geringer in Eltern-Kind-Adoptionsstudien als in Zwillingsstudien oder Geschwister-Adoptionsstudien. Forschungsmethodik und Alter waren sign. Moderatoren für die Höhe der genetischen und Umwelteinflüsse auf das antisoziale Verhalten. Keine sign. Unterschiede hinsichtlich Geschlecht.
Miles & Carey (1997)	24	Alle Altersklassen	Analyse biologischer Risikofaktoren durch Zwillings-/Adoptionsstudien.	Sowohl genetische als auch Umweltvariablen spielen eine Rolle in Unterschieden in Aggression. Vererbung klärt 50% der Varianz auf. Mit zunehmendem Alter der Probanden in den Studien nimmt genetischer Einfluss zu.
Yoon, Hughes, Gaur & Thompson (1999)	32	Kinder/Jugendliche	Soziale Kognition und Informationsverarbeitung von aggressiven Kindern.	Es zeigen sich sozial-kognitive Defizite bei aggressiven Kindern (Korrelate). Mittlere Effekte im Vergleich zu nicht-aggressiven Kindern. Interventionen sollten maßgeschneidert auf individuelle Defizite, deren Ursprung und Kontext ausgerichtet sein.
Kitzmann, Gaylord, Holt & Kenny (2003)	118	Alle Altersklassen	Elterliche/häusliche Gewalt als Risikovariablen für diverse Outcomes, v.a. Aggression.	Häusliche Gewalt konnte u. a. als Risikobedingung für externalisierende Verhaltensprobleme identifiziert werden.
Gershoff (2002)	88	Alle Altersklassen	Körperliche Züchtigung als Risiko für diverse Outcomes, u.a. Aggression/antisoziales Verhalten.	Körperliche Züchtigung und Zusammenhang mit Verhalten und Erfahrungen des Kindes. Körperliche Züchtigung wurde u. a. in Beziehung gesetzt zu einem höheren Maß sofortigen Gehorsams und sofortiger Aggression, einem niedrigeren Niveau moralischer Internalisierung und psychischer Gesundheit.

Fortsetzung Tabelle 4.1: Einbezogene Metaanalysen.

Quelle	Anzahl Primärstudien	Altersspanne der Stichprobe	Thema	Ergebnisse
Sternberg, Baradaran, Abbott, Lamb & Guterman (2006)	15	4-14	Opfer/Zeuge von familiärer Gewalt als Risikofaktor für kindliche Verhaltensprobleme.	Kinder, die multiple Formen häuslicher Gewalt erleben, haben ein größeres Risiko, gewalttätig zu werden als Kinder, die nur eine Form erleben. Bei jüngeren Kindern ist das Risiko größer als bei älteren Kindern (Alterseffekt). Alter, Form der Gewalt und der kindlichen Auffälligkeit müssen bei der Intervention berücksichtigt werden.
Archer (2004)	k.A.	Kinder/Jugendliche	Geschlechterunterschiede in der Aggression in der realen Umwelt.	Direkte (insb. physische) Aggression war unter Jungen/Männern für alle Altersgruppen häufiger, kulturübergreifend und setzen vor der frühen Kindheit ein, mit einem Peak zwischen 20 und 30 Jahren. Für Ärger gab es keine Geschlechterunterschiede. Häufigere indirekte Aggression bei Mädchen/Jugendlichen war auf die spätere Kindheit und das Jugendalter beschränkt.
Hubbard & Pratt (2002)	97	Alle Altersklassen	Kriminalität (delinquency) von Frauen.	Viele Prädiktoren von Gewalt (z.B. frühes antisoziales Verhalten, antisoziale Einstellung, antisoziale Peers, antisoziale Einstellung) sind sowohl für Mädchen als auch Jungen relevant. Hinzu kommen jedoch Risikobedingungen, die bei Mädchen als robuste Prädiktoren identifiziert werden konnten (schulische und familiäre Probleme sowie körperliche und/oder sexuelle Übergriffe).
Cottle, Lee & Heilbrun (2001)	23	6-21, Ø 14,71 Jahre	Prädiktoren für Wiederhaftungen bei Jugendlichen.	Begehen von Straftaten ist der stärkste Prädiktor für erneute Straftaten. Zu den übrigen, relativ starken Prädiktoren gehören familiäre Probleme, ineffektiver Gebrauch von Freizeit, delinquente Peers.

Tabelle 4.2: Einbezogene systematische Reviews.

Quelle	Anzahl Primärstudien	Altersspanne der Stichprobe	Thema	Ergebnisse
Browne & Hamilton-Giachritsis (2005)	Keine (5 Metaanalysen und ein Quasi-Systematisches Review)	Kinder und Jugendliche	Einfluss von Gewaltmedien auf Kinder und Jugendliche.	Es bestehen Hinweise, dass die Darstellung von Gewalt in Filmen und Computerspielen kurzfristige Effekte auf die Wahrnehmung, Gedanken, Emotionen ausübt und bei jüngeren Kindern (besonders bei Jungen) die Wahrscheinlichkeit für aggressives und ängstliches Verhalten erhöht. Die Beweise werden inkonsistent im Hinblick auf ältere Kinder oder Jugendliche sowie längerfristigen Zusammenhängen in allen Altersgruppen.
Bensley & Van Eenwyk (2001)	28	Kinder und Jugendliche	Videospiele und Aggression.	Videospiele mit aggressivem Inhalt bei 4-8 jährigen als Risikofaktor; bei Älteren inkonsistente Befunde.
Savage (2004)	39	Kinder und Jugendliche	Gewalt in Medien und kriminelle Gewalt.	Keine eindeutigen Forschungsergebnisse zu Wirkung von Gewalt-Medien.
Brower & Price (2001)	k.A.	k.A.	Zusammenhang zwischen der Dysfunktion des Frontallappens und aggressivem / gewalttätigem Verhalten.	Die Dysfunktion des Frontallappens ist mit erhöhter Aggression und antisozialem Verhalten verbunden. Die Beweise sind am stärksten für eine Beziehung zwischen focalen präfrontalen Schädigungen und einem impulsiven Subtyp aggressiven Verhaltens.
Raine & Mednick (1989)	k.A.	Alle Altersklassen	Biosoziale längsschnittliche Untersuchungen zu antisozialem Verhalten.	Leichtes oder nicht gewalttätiges antisoziales Verhalten wird durch biol. Faktoren prädisponiert, wenn die Betroffenen einen gutartigen familiären Hintergrund erlebt haben. Bei Gewalt oder schweren wiederholten Verbrechen prädisponieren biol. Faktoren dieses Verhalten bei Menschen, die unter aversiven frühen Bedingungen aufgewachsen sind.
Collaer & Hines (1995)	k.A.	k.A.	Einfluss von Sexualhormonen auf Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern.	Die Befunde sind unzureichend, um theoretische Modelle des hormonalen Einflusses zu bestätigen. Geschlechtshormone scheinen die Entwicklung menschlichen Verhaltens zu beeinflussen und mit Geschlechterunterschieden assoziiert zu sein. Die Belege sind am stärksten für Spielverhalten im Kindesalter und relativ stark für die Neigung zur Aggression.
Ramirez (2003)	k.A.	k.A.	Hormone und Aggression bei Kindern und Jugendlichen.	Hormone können Ursache, Mediator oder Wirkung von Aggression sein.
Chaiken, Chaiken & Rhodes (1994)	k.A.	k.A.	Vorhersage gewalttätigen Verhaltens. Klassifizierung gewalttätiger Straftäter.	Aufgrund der großen Unterschiede in der Literatur war es nicht möglich, die Studie in der geplanten Form durchzuführen.

Fortsetzung Tabelle 4.2: Einbezogene systematische Reviews.

Quelle	Anzahl Primärstudien	Altersspanne der Stichprobe	Thema	Ergebnisse
Sampson & Lauritsen (1994)	k.A.	Alle Altersklassen	Gewaltopfer und -täter. Analyse von Risikofaktoren auf mehreren Ebenen.	Zusammenspiel vieler Variablen auf den drei Ebenen Individuum, Situation, Umwelt bedingen die Entstehung von Gewalt.
Rappaport & Thomas (2004)	k.A.	Jugendliche	Aggression und Gewalt im Jugendalter.	Betonung der Kumulation von Risiken. Berücksichtigung der Subtypen von Aggression (offen, verdeckt; reaktiv, proaktiv) in der Planung von Interventionen.
Stormont (1998)	21	Vorschulkinder	Fam. Risikobedingungen für externalisierende Störungen im Vorschulalter.	Bei Vorschulkindern mit Verhaltensauffälligkeiten konnten diverse familiäre Risikobedingungen identifiziert werden (Vergleich mit unauffälliger Vergleichsstichprobe). Empfehlung maßgeschneiderter Familieninterventionen.
Hinshaw (1992)	ca. 20	Kinder und Jugendliche	Ext. Verhaltensstörungen und Schulleistungen. Ursachen und Mechanismen.	Vor allem im Jugendalter sind antisoziales Verhalten und Delinquenz mit schwachen Leistungen assoziiert. Keine eindeutigen kausalen Erklärungsmodelle. Evtl. liegen Variablen, wie niedriger IQ, schlechter sozioökonomischer Status usw. zugrunde.
Loeber & Dishion (1983)	k.A.	k.A.	Risikofaktoren für Delinquenz bei Jungen.	Familiäre (mangelnde Supervision und Disziplin), Individuelle (Verhaltensauffälligkeiten) und schulische (schlechte Schulleistungen) risikoerhöhende Bedingungen werden identifiziert. Auf Basis dieser Variablen sollte keine 100%ige Vorhersage erwartet werden (falsch positiv/negativ Aussagen).
Broidy, Nagin, Tremblay et al. (2003)	6	5-15	Entwicklungswege aggressiven Verhaltens bei Jungen.	Verhaltensauffälligkeiten und v.a. physische Aggression in der Kindheit erhöhen das Risiko für delinquentes Verhalten in der Jugend.
Leschied, Cummings, Van Brunschot, Cunningham & Saunders (2001)	43	12-17	Aggression bei weiblichen Jugendlichen.	Bei Mädchen und Jungen wirken die gleichen risikoerhöhenden Bedingungen. Bei Mädchen spielen jedoch familiärer psychischer/sexueller Missbrauch und soziale Isolation eine größere Rolle bei der Entwicklung von Aggression.

Tabelle 4.3 gibt den **Veröffentlichungszeitraum** an, d.h. die Zeitspanne, in der die Primärstudien veröffentlicht wurden, die in den Metaanalysen bzw. den systematischen Reviews berücksichtigt wurden. In der jeweils zweiten Spalte ist das Jahr der jüngsten Primärstudien angegeben.

Metaanalysen		Systematische Reviews	
Zeitspanne in Jahren	jüngste Studie	Zeitspanne in Jahren	jüngste Studie
2	2002	8	1999
4	2004	10	2000
10	1990	15	2003
19	1996	16	1991
20	1980	17	2000
22	2000	20	1995
25	2000	20	1990
29	1992	20	2000
31	2002	34	2000
39	2000		
40	2000		
44	2001		
62	2000		
113*	2000		

*Zeitl. Suchrahmen der PsychINFO-Datenbank, keine Angaben zu den Studien.

Tabelle 4.3: Veröffentlichungszeitraum der Primärstudien.

Die **Altersstruktur** der Stichproben ist wieder den Tabellen 4.1 und 4.2 zu entnehmen. Daten von Kindern, Jugendlichen **und** Erwachsenen werden in sieben Metaanalysen erhoben, die Gruppe der 4-14-Jährigen wird einmal genannt, Kinder und Jugendliche werden in fünf Metaanalysen untersucht und Kinder und junge Erwachsene in vieren. In den systematischen Reviews stehen Kinder und Jugendliche viermal im Zentrum des Interesses, Jugendliche und Kinder, Jugendliche und Erwachsene je zweimal sowie Vorschulkinder und die 5-15-Jährigen je einmal.

Den beiden letzten Spalten der Tabellen 4.1 und 4.2 sind darüber hinaus die Fragestellung der Metaanalyse bzw. des systematischen Reviews sowie die wichtigsten Befunde zu entnehmen. Die jeweils untersuchten risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen sind so vielfältig, dass davon abgesehen werden musste, sie in die Tabellen aufzunehmen. Sie

werden im folgenden Abschnitt ausführlich behandelt.

4.3 Auswertung

Die Begriffe „Risiko“- und „Schutzfaktor“ werden nicht immer eindeutig verwendet. Vielmehr erweist sich der Bedeutungsgehalt in den Reviews und Metaanalysen bei näherer Betrachtung als sehr heterogen. Zugunsten größerer Klarheit haben Scheithauer und Kollegen (2000; 2002; Scheithauer & Petermann, 1999) daher aufgrund einer umfassenden Sichtung der Literatur zum Themenkreis ein Schema entwickelt, in dem (umgebungsbezogene) Risikofaktoren gemeinsam mit (kindbezogenen) primären Vulnerabilitäten die *risikoerhöhenden Bedingungen* bilden (s. Abbildung 4.1). Entsprechend dazu werden Schutzfaktoren nur als ein Bestandteil der *risikomildernden Bedingungen* gesehen, zusätzlich werden beispielsweise Faktoren unterschieden, die bei Risikokindern beobachtet wurden, die – trotz Risiko – keine abweichenden Entwicklungswege aufgewiesen haben und sich als „widerstandsfähig“ erwiesen haben (Resilienz).

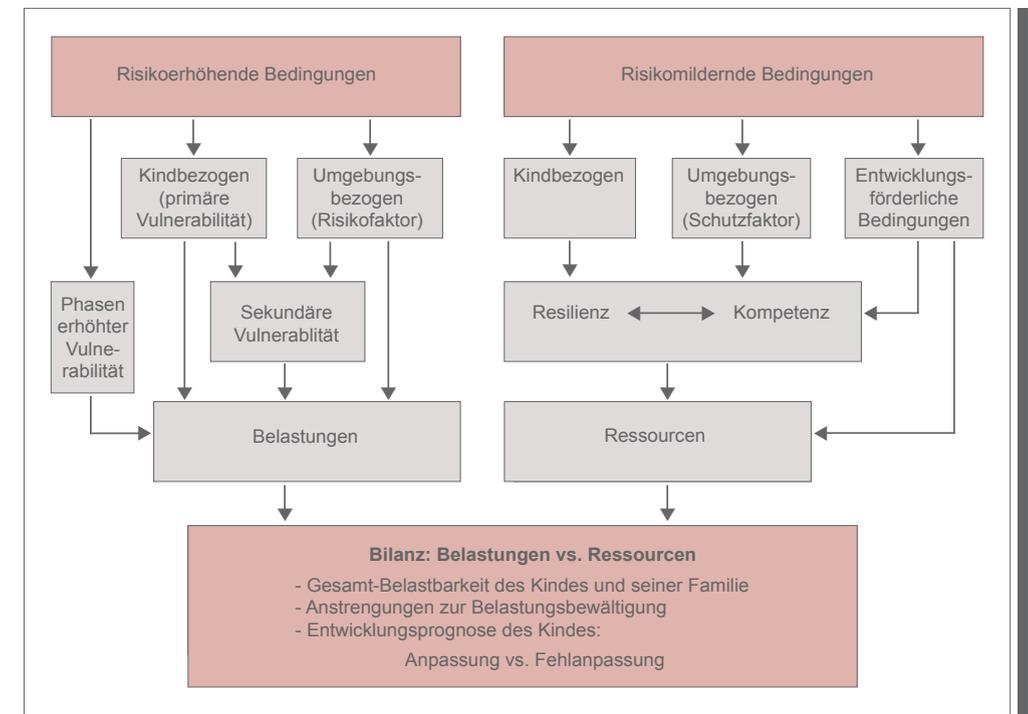


Abbildung 4.1: Heuristisches Schema risikoerhöhender und -mildernder Bedingungen in der kindlichen Entwicklung (aus Scheithauer, Niebank & Petermann, 2000, S. 67).

4.3.1 Risikoerhöhende Bedingungen

In den vorliegenden Metaanalysen und systematischen Reviews widmeten sich die Autoren einer Vielzahl zum Teil sehr unterschiedlicher risikoerhöhender Bedingungen. Während in einigen Beiträgen einzelne Risikobedingungen untersucht wurden, wie etwa die Wirkung gewalttätiger Medien (Videospiele, TV, Comics; Anderson, 2004; Anderson et al., 2001, 2004, 2004) auf aggressives Verhalten oder den prädiktiven Nutzen physiologischer Merkmale wie Pulsrate (Ortiz & Raine, 2004) oder Hautleitfähigkeit (Lorber, 2004), wandten sich andere Autoren dem Zusammenwirken vieler Risikobedingungen auf familiärer Ebene bzw. im sozialen Umfeld zu (z.B. Hawkins, David et al., 2000) oder widmeten sich der Wechselwirkung zwischen biologischen und familiären Bedingungen (Raine & Mednick, 1989).

Um bei der Vielzahl der identifizierten risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen leichter den Überblick zu behalten, hat es sich bewährt, eine Einteilung in Bereiche vorzunehmen, je nachdem, ob es sich eher um Bedingungen handelt, die in der Familie oder in der Beziehung zu Gleichaltrigen eine Rolle spielen, oder eher als medizinische/biologische Faktoren anzusehen sind. Aus diesem Grund unterscheiden wir die folgenden fünf Bereiche:

- a) Individuelle Faktoren/Personenfaktoren (inkl. medizinisch/biologische Faktoren);
- b) Familiäre Faktoren und Prozesse;
- c) Schule;
- d) Peereinflüsse;
- e) Weiteres soziales Umfeld (Gemeinde).

Es sei darauf hingewiesen, dass die Aufteilung vor allem der Übersichtlichkeit dient. In der Praxis erweist sich eine solche Trennung als künstlich und lässt sich nicht aufrechterhalten, da auch die Bereiche nicht so strikt voneinander getrennt sind und es viele Überschneidungen gibt. So spielt z.B. die Interaktion mit Gleichaltrigen sowohl in der Schule, bei den Peerbeziehungen als auch in der Gemeinde eine Rolle. Tabelle 4.4 zeigt die aus den Metaanalysen und systematischen Reviews entnommenen wichtigsten Risikobedingungen, die diesen Bereichen zugeordnet werden können. Die Anordnung in den einzelnen Bereichen folgt dabei der Häufigkeit der Nennungen.

Bereich	Risikoerhöhende Bedingungen
Individuelle Faktoren	schon früheres gewalttätiges und delinquentes Verhalten – männliches Geschlecht – Substanzmissbrauch – Defizite in der sozial-kognitiven Informationsverarbeitung – neuroendokrine, neurochemische und genetische Faktoren – niedrige Herzfrequenzrate – niedriges Hautleitfähigkeitsniveau – antisoziale Einstellung/ Gewalt unterstützende Überzeugungen – niedriger IQ – psychische Störungen – Ethnizität, Zugehörigkeit zu Minderheiten – Ängstlichkeit – Hyperaktivität und Konzentrationsprobleme – negatives Selbstwertgefühl – Dysfunktion des Frontallappens – Geburtskomplikationen
Familiäre Faktoren	Zeuge familiärer Gewalt – körperliche Züchtigung und Misshandlung – niedriger sozioökonomischer Status – antisoziales/kriminelles Verhalten der Eltern – negative Eltern-Kind-Beziehung – von den Eltern getrennt – strafende Erziehung – Zurückweisung und Vernachlässigung – sexueller Missbrauch – vernachlässigte Beaufsichtigung des Kindes – chronische Erkrankungen, psychische Störungen der Eltern
Schule	schlechte Schulleistungen – geringe Lernmotivation – Verweis von der Schule
Peer-Faktoren	wenige soziale Beziehungen – Ablehnung durch Peers – aggressives/antisoziales Verhalten von Peers – Kontakt zu delinquenten Peers und Gangmitgliedern
Umwelt-/ Nachbarschafts-Faktoren	Armut – gewalthaltige Videos, Computerspiele, Medien – hohe Delinquenzbelastung – Zugang zu Schusswaffen – hohe Arbeitslosenrate – geringe soziale Unterstützung

Tabelle 4.4: In den vorliegenden Veröffentlichungen untersuchte risikoerhöhende Bedingungen, unterteilt nach fünf Bereichen.

4.3.2 Risikomildernde Bedingungen

Viele Bedingungen vermindern die Wahrscheinlichkeit für die Entwicklung negativer Verhaltensweisen oder wirken risikoerhöhenden Bedingungen entgegen. Diese risikomildernden Bedingungen werden weit weniger erforscht als risikoerhöhende Bedingungen. Dies liegt zum Teil daran, dass sie gemeinhin als das „Fehlen“ oder das „Gegenteil“ von Risikobedingungen gelten und somit in Studien häufig lediglich das Ausmaß an risikoerhöhenden Bedingungen erfasst wird. So werden zum Beispiel eine positive Eltern-Kind-Beziehung, ein konsistenter, nicht strafender Erziehungsstil, soziale Kompetenz, gute Schulleistungen, höhere Intelligenz oder ein umgängliches Temperament als risikomildernde Bedingungen angesehen. Dieser engen Verflechtung mit risikoerhöhenden Bedingungen ist es möglicherweise zuzuschreiben, dass in keiner der vorliegenden Metaanalysen und systematischen Reviews risikomildernde Bedingungen explizit zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden. Lediglich von den 322 narrativen Reviews beschäftigen sich einige mit risikomildernden Bedingungen. Die wichtigsten sind im Folgenden aufgeführt, sortiert nach der Häufigkeit, mit der sie erwähnt werden:

- elterliche Fürsorge/Erziehungsverhalten/positive Beziehung zu Eltern,
- stabile Bindung,
- soziale Kompetenz,
- soziale Unterstützung/stabiles soziales Umfeld,
- Erfolg in der Schule,
- mittlere bis hohe Intelligenz,
- umgängliches Temperament,
- prosoziale Entwicklung und soziale Werte/Wertehaltung,
- Problemlösekompetenzen,
- hohe Selbstwirksamkeitserwartungen/ interne Kontrollüberzeugungen,
- positive Beziehung zu Erwachsenen.

Risikomildernde Bedingungen wirken den Risikobedingungen entgegen und fördern eine angepasste Entwicklung. Darum sind sie im Zusammenhang mit Präventionsmaßnahmen von großer Bedeutung. Statt zu versuchen, lediglich risikoerhöhende Bedingungen zu reduzieren, werden gezielt risikomildernde Bedingungen verbessert oder gefördert. Indem beispielsweise sozial-emotionale Kompetenzen gefördert werden, können Kinder lernen, negativen Einflüssen angemessener zu begegnen und das Risiko für aggressives Verhalten wird reduziert (vgl. Mayer, Heim & Scheithauer, 2007).

Scheithauer und Petermann (2002) nehmen eine Unterteilung in kindbezogene Faktoren bzw. Resilienzfaktoren und umgebungsbezogene Faktoren vor. In Tabelle 4.5 lässt sich die Zuordnung der einzelnen risikomildernden Faktoren nachvollziehen. Resilienz (Widerstandsfähigkeit) wird hierbei als die Fähigkeit verstanden, relativ unbeschadet mit den Folgen widriger Lebensumstände umzugehen und Bewältigungskompetenzen zu entwickeln. Durch die Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben erwirbt das Kind Eigenschaften, die es ihm ermöglichen, trotz nachteiliger Lebensbedingungen einen normalen Entwicklungsverlauf zu nehmen (vgl. Scheithauer, Mehren & Petermann, 2003).

Kindbezogene Faktoren sowie Resilienzfaktoren	Schutzfaktoren bzw. umgebungsbezogene Faktoren
<p><i>Kindbezogene Faktoren</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • weibliches Geschlecht • erstgeborenes Kind • positives Temperament (flexibel, aktiv, offen) • niedrige Emotionalität, hohe Impulskontrolle • überdurchschnittliche Intelligenz • spezielle Talente und Interesse an Hobbies <p><i>Resilienzfaktoren</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • positives Sozialverhalten • hohe Sprachfertigkeiten • positives Selbstwertgefühl und positive Selbstwirksamkeitsüberzeugung • aktives Bewältigungsverhalten • Fähigkeit, sich zu distanzieren • interne Kontrollattribution • vorausplanendes Verhalten • Selbsthilfefertigkeiten 	<p><i>Schutzfaktoren innerhalb der Familie</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • stabile emotionale Beziehung zu einer Bezugsperson • offenes, unterstützendes Erziehungsklima • familiärer Zusammenhalt, unterstützende Geschwister • Kleinfamilie • „gute“ Ausbildung und Kompetenzen der Mutter • Modelle positiven Bewältigungsverhaltens • Mädchen: Unterstützung der Autonomie mit emotionaler Unterstützung • Jungen: Struktur und Regeln in häuslicher Umgebung • Übernahme von Aufgaben im Haus und Förderung eigenverantwortlichen Handelns <p><i>Schutzfaktoren innerhalb des sozialen Umfeldes</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • soziale Unterstützung • positive Freundschaftsbeziehungen • positive Gleichaltrigenbeziehungen • positive Schulerfahrungen

Tabelle 4.5: Risikomildernde Bedingungen im Kindes- und Jugendalter (Scheithauer & Petermann, 2002, S. 134).

4.3.3 Prädiktoren, um Risikopopulationen zu erkennen

Nach Jahrzehnten der Risikofaktorenforschung, in denen oftmals einzelne risikoerhöhende Bedingungen und der Einfluss untersucht wurden, den diese auf den Entwicklungsverlauf nehmen, konnten inzwischen umfangreiche Risikokataloge erstellt werden, wie z.B. in Tabelle 4.4 dargestellt. Darin sind individuelle und Kontextfaktoren aufgelistet, die die Wahrscheinlichkeit von Gewalt und aggressivem Verhalten bei Kindern und Jugendlichen erhöhen können. Mit Hilfe dieser Kataloge sollen entwicklungsgefährdende Bedingungen frühzeitig

erkannt und, wenn notwendig und möglich, Interventionen eingeleitet werden. Tatsächlich sind die Ergebnisse dieser Analysen jedoch nur bedingt für die Planung präventiver Maßnahmen nutzbar, denn inwieweit einzelne Bedingungen herangezogen werden, um ein Entwicklungsrisiko vorauszusehen, hängt von verschiedenen Umständen ab, die im Folgenden dargestellt werden.

4.3.4 Stärke der Beziehung zwischen Risikobedingungen und Gewalt

Risikoerhöhende Bedingungen können sich unterschiedlich stark auf die Entwicklung von aggressivem oder gewalttätigem Verhalten auswirken. Familiäre Strukturen – z.B. allein oder getrennt aufwachsende Kinder – und familiäre Prozesse – wie elterliche Vernachlässigung und ein bestrafender Erziehungsstil – sind beispielsweise beide mit Gewalt und Aggression bei Jugendlichen verbunden, doch konnten Sampson und Lauritsen (1994) zeigen, dass familiäre Prozesse einflussreicher sind als Merkmale der familiären Struktur. Als ein besonders guter Prädiktor für eine Störung des Sozialverhaltens, Delinquenz oder eine antisoziale Persönlichkeitsstörung im Jugend-/Erwachsenenalter hat sich externalisierendes Verhalten im Kindesalter herausgestellt. Die Stabilität aggressiv/dissozialen Verhaltens konnte in verschiedenen Längsschnittstudien und mit Hilfe von Metaanalysen belegt werden (vgl. Scheithauer & Petermann, 2000), wobei das Risiko für wiederholte Gewalt mit einem früheren Einsetzen jugendlicher Gewalttaten (besonders vor dem 14. Lebensjahr) anstieg. Damit übereinstimmend konnten auch Cottle, Lee und Heilbrun (2001) in ihrer Metaanalyse belegen, dass frühe Straffälligkeit ein starker Prädiktor für spätere Straftaten ist.

4.3.5 Bedingungen treten nicht isoliert auf und wirken zusammen

Aktuelle metaanalytische Befunde verdeutlichen jedoch, dass beispielsweise ein frühes aggressiv/dissoziales Verhalten nicht grundsätzlich als ein sicherer Prädiktor für ein späteres gewalttätiges Verhalten angesehen werden kann (Derzon, 2001). Der Grund dafür ist, dass risikoerhöhende Bedingungen selten isoliert auftreten, sondern meist auf komplexe Weise miteinander interagieren, um aggressive und gewalttätige Verhaltensmuster hervorzurufen, die in der Kindheit entstehen und bis ins Jugend- oder Erwachsenenalter fortbestehen können (Amodei & Scott, 2002; Howell, 1998; Lipsey, Wilson, Cohen & Derzon, 1997). Somit ist davon auszugehen, dass weniger die Art einzelner risikoerhöhender Bedingungen von Bedeutung ist als die Anzahl der Faktoren, die sich gegenseitig beeinflussen und kumulativ wirken (Derzon, 1995, 1996, 2001). Diese Befunde aus Metaanalysen werden auch durch Ergebnisse aus

anderen Studien unterstützt. So stellten beispielsweise Loeber und Farrington (2000) fest, dass das Risiko für antisoziales Verhalten in direkter Beziehung zur Anzahl der risikoerhöhenden Bedingungen steht, wobei das Risiko linear anstieg, beginnend bei keiner bis hin zu sechs oder mehr risikoerhöhenden Bedingungen. Das amerikanische National Institute of Mental Health (NIMH; s. Hann 2001) gelangt in einem umfangreichen Review zu dem Schluss, dass es keine **einzelnen** Kindmerkmale oder Situationen gibt, die für die Entwicklung externalisierender Verhaltensprobleme, wie z.B. aggressives Verhalten, verantwortlich gemacht werden können, sondern dass diese Probleme eher der Interaktion zwischen Kindmerkmalen und Situationen in der Familie, den Peer-Gruppen, der Schule und der Gemeinde entspringen. Es ist also „(...) davon auszugehen, dass gerade in der Vorhersage persistierenden aggressiven Verhaltens die Kumulation von biologischen, sozialen und biografischen Risikofaktoren maßgeblich ist (Lösel, 2000), so dass die Suche nach singulären Prädiktoren (z. B. Temperamentsmerkmalen), die durch frühe Screenings identifizierbar wären, nur begrenzt Aussicht auf Erfolg haben dürfte“ (Krahe & Greve, 2002, S. 125).

4.3.6 Komplexe Wirkzusammenhänge

Neben dieser kumulativen Wirkung scheinen Studien darauf hinzuweisen (Sampson & Lauritsen, 1994), dass einige Bedingungen, wie z.B. Armut, eine hohe Korrelation zu Gewalt und Delinquenz aufweisen, es aber nur schwache direkte Effekte gibt. Das heißt Bedingung (Armut) und Verhalten (Gewalt) treten zwar überzufällig häufig gemeinsam auf, doch kann Armut nicht als direkter Auslöser für das gewalttätige Verhalten gesehen werden, sondern es ist von vermittelnden Faktoren auszugehen. Wirksame Prävention darf hier also nicht nur an der Armut ansetzen.

Eine weitere Schwäche von Studienbefunden auf der Basis von Korrelationen ist, dass sie nichts über die Richtung der Kausalität aussagen. Sie zeigen nur, dass zwischen einer risikoerhöhenden Bedingung und Verhalten eine Beziehung besteht, lassen aber nicht erkennen, was die Ursache und was die Wirkung ist (Scheithauer & Petermann, 1999). Dies ist besonders augenfällig bei Studien, die sich mit der Beziehung zwischen neuronalen Faktoren und delinquentem Verhalten befassen. Auffälligkeiten in der Hirnanatomie und dem Hirnstoffwechsel können für Verhaltensauffälligkeiten verantwortlich sein. Genauso können aber auch umgekehrt Erfahrungen und Verhalten – besonders während der frühen Entwicklung – zu neuronalen Veränderungen führen (Petermann, Niebank & Scheithauer, 2004).

4.3.7 Unklare Mechanismen

Prädiktoren für späteres gewalttätiges Verhalten lassen sich zwar feststellen, wie diese Faktoren jedoch genau miteinander interagieren, ist für viele Bereiche noch weitgehend unbekannt. So sind inzwischen etwa die Folgen sozial-kognitiver Defizite bei aggressiven Kindern relativ gut erforscht (Yoon et al., 1999). Kinder, die gewalttätiges Verhalten aufzeigen, verfügen über geringe Problemlösefertigkeiten und Defizite in der sozialen Informationsverarbeitung (vgl. Akhtar & Bradley, 1991). Sie neigen eher dazu, neutrale Begegnungen mit anderen Kindern als Angriffe zu deuten. Dieser feindselige Interpretationsstil erlaubt es ihnen, soziale Begegnungen mit anderen so auszulegen, dass sie selbst als Opfer von Attacken erscheinen und daher „berechtigt“ oder genötigt sind, gewalttätig zu reagieren. Harvey, Fletcher und French (2001) untersuchten den Zusammenhang zwischen sozialem Denken und Aggression und gelangten zu dem Schluss, dass aggressive Kinder andere soziale Denkmuster aufweisen als prosoziale Peers, was zu anderen Entscheidungen und anschließendem Verhalten in sozialen Situationen führt.

Im biologischen Bereich, bei den genetischen, neuronalen und hormonellen Faktoren, zeigen die Ergebnisse aus Metaanalysen und systematischen Reviews jedoch, dass man noch weit davon entfernt ist, konsistente und eindeutige Wirkmechanismen ableiten zu können. Während beispielsweise Tierstudien vielfach Belege für den Zusammenhang von Unterschieden im Testosteronspiegel und Unterschieden im aggressiven Verhalten fanden, zeigen Humanstudien ein uneinheitliches Bild (Baron & Richardson, 1994). Collaer und Hines (1995) kommen in ihrem systematischen Review zu dem Schluss, dass die Befunde unzureichend sind, um theoretische Modelle des hormonalen Einflusses zu bestätigen. Befunde aus der Adoptions- und Zwillingsforschung deuten darauf hin, dass zwar genetische Einflüsse bei der Entwicklung aggressiver Verhaltensdispositionen eine Rolle spielen (Miles & Carey, 1997). Allerdings berücksichtigen vorliegende Forschungsbefunde in der Regel nicht die Interaktion von Genotyp und Umwelt bei der Entstehung des Phänotyps, sondern gehen häufig von einem additiven Modell des Zusammenwirkens aus. Das heißt, die Ergebnisse aus der Zwillingsforschung, die Miles und Carey (1997) in ihrer Metaanalyse zusammenfassen, bestätigen nur, dass es eine Gen-Umwelt-Interaktion gibt und machen erneut geltend, dass Vererbung zu 50% der Varianzaufklärung beiträgt. Damit ist jedoch noch nichts darüber gesagt, wie sich Anlage und Umwelt gegenseitig beeinflussen oder in welcher Weise epigenetische Prozesse eine Rolle spielen (Petermann, Niebank & Scheithauer, 2004).

4.3.8 Bedingungen sind alters- und entwicklungsabhängig

Risikoerhöhende und –mildernde Bedingungen wirken nicht auf alle Menschen gleich. Zum einen wirken hier individuelle Unterschiede. So gelangen Raine und Mednick (1989) in ihrem systematischen Review zu dem Schluss, dass es eine Wechselwirkung zwischen prädisponierenden biologischen Faktoren, dem familiären Hintergrund und dem Ausmaß des gewalttätigen Verhaltens gibt. Zum anderen bestehen hinsichtlich der Auswirkungen von risikoerhöhenden Bedingungen Unterschiede zwischen Kindern unterschiedlichen Alters. Das zeigt sich u.a. darin, dass die Familie bei Jüngeren einen größeren Einfluss ausübt, bei Älteren hingegen die Peer-Gruppe. So besitzt z.B. ein Substanzkonsum nur vor dem 12. Lebensjahr prädiktiven Wert für späteres gewalttätiges Verhalten. Der Einfluss antisozialer Freunde wirkt sich hingegen zwischen dem 12. und 15. Lebensjahr besonders aus, wenn nicht mehr die Familie, sondern die Peers den primären Bezugsrahmen darstellen (Derzon, 2001). Lipsey und Derzon (1998) fassen im Kindes- und Jugendalter vorliegende risikoerhöhende Bedingungen zusammen, die für gewalttätiges/delinquentes Verhalten im Alter von 15-25 von Bedeutung sind. Während bei den Kindern (6-11 Jahre) vor allem familiäre Faktoren eine Rolle spielen (aggressive/dissoziale Eltern, niedriger Sozialstatus, Geschlecht, Ethnizität), treten bei den Jugendlichen (12-14 Jahre) neben den Schulleistungen die sozialen Faktoren wie soziale Bindung und aggressiv/dissoziale Peers in den Vordergrund. Es findet im Verlauf der Entwicklung also eine Verschiebung in der Gewichtung risikoerhöhender Bedingungen statt. Dies zeigt sich auch bei der Kindesmisshandlung (z.B. physische Misshandlung, sexueller Missbrauch, Vernachlässigung), als eine bedeutsame risikoerhöhende Bedingung für Delinquenz. In der Rochester (Longitudinal) Study (Ireland, Smith & Thornberry, 2002; Thornberry, Ireland & Smith, 2001) konnte festgestellt werden, dass Kinder, die nie oder vor ihrem 12. Lebensjahr misshandelt wurden, später die geringste Delinquenzrate aufwiesen. Die Rate derer, die im Jugendalter misshandelt wurden, war signifikant höher und am höchsten war die Rate bei denen, die fortgesetzt von der Kindheit bis ins Jugendalter misshandelt wurden. Dass Peerfaktoren im Jugendalter an Bedeutung gewinnen, darf jedoch nicht so fehlinterpretiert werden, Elternmaßnahmen in diesem Alter zu vernachlässigen.

4.3.9 Zusammenwirken von risikoerhöhenden Bedingungen im Entwicklungsverlauf

Um Interventionen und Präventionen effektiv einsetzen zu können, ist es von Vorteil, mit Entwicklungsmodellen aggressiven/dissozialen Verhaltens vertraut zu sein und die Entwicklungspfade zu kennen, auf denen sich Kinder mit einem erhöhten Risiko für

einen delinquenten Verlauf bewegen (vgl. Scheithauer & Petermann, 2002). Aufgrund von Längsschnittbefunden wurden verschiedene **Entwicklungsmodelle** konzipiert, die die Entwicklungsabfolgen und vielfältige risikoe erhöhende und aufrechterhaltende Bedingungen für aggressiv-dissoziales Verhalten beschreiben (vgl. Petermann, Kusch & Niebank, 1998). **Entwicklungspfadmodelle** basieren unter anderem auf dem in der Kriminologie schon länger bekannten Vorgehen, jene Bedingungen in Biographien zu (re)konstruieren, welche die Entstehung delinquenten Verhaltens einzelner Personen und deren weiteren Entwicklungsverlauf beeinflussen. Ein **Entwicklungspfad** wird dabei definiert durch die Entwicklung ähnlicher Verhaltensmerkmale bei einer größeren Anzahl von Personen. Sie befinden sich auf dem gleichen Entwicklungspfad und unterscheiden sich darin von denen anderer Personen (zusammenfassend: Scheithauer & Petermann, 2002).

Webster-Stratton und Taylor (2001) fassen in ihrem Entwicklungsmodell die Ergebnisse von Längsschnittstudien zusammen und veranschaulichen die Beziehung zwischen Kind-, Erziehungs- und Umweltfaktoren auf der einen sowie der späteren Entwicklung von Gewalttätigkeit, Delinquenz und Substanzmissbrauch auf der anderen Seite (s. Abbildung 4.2). Zentral ist hierbei die früh einsetzende Verhaltensstörung (z.B. aggressiv-dissoziales Verhalten), die zusammen mit weiteren risikoe erhöhenden Bedingungen (z.B. Beziehung zu aggressiven oder devianten Gleichaltrigen, ineffektive Erziehung, mangelnde Betreuung durch die Eltern) die Wahrscheinlichkeit für eine langfristig negative Entwicklung erhöht. Die beschriebenen risikoe erhöhenden Bedingungen beeinflussen sich gegenseitig. Sie sind nicht unabhängig voneinander zu sehen, sondern können sich in ihrer Wirkung verstärken. So kann ein Kind, dessen Verhaltensstörung sich u.a. darin äußert, dass es schreit, quengelt, trotzig oder aggressiv ist, von seiner Mutter eher als anstrengend und schwierig empfunden werden. Sie geht möglicherweise weniger auf seine Bedürfnisse ein, was wiederum das problematische Verhalten steigert. Ähnlich stößt das Verhalten des Kindes bei Gleichaltrigen auf Ablehnung, wodurch es sich selbst wieder in den Möglichkeiten beschränkt, alternative prosoziale Fertigkeiten zu erwerben. Es wird darauf hingewiesen, dass hier nur ein ausgewählter möglicher Entwicklungspfad dargestellt wird.

Übereinstimmend unterscheiden die anerkannten Entwicklungsmodelle aggressiv/dissozialen Verhaltens zwischen **Früh- und Spätstartern**. Frühstarter weisen schon während der Kindheit ein hohes Maß aggressiv/dissozialen Verhaltens auf, Spätstarter zeigen dies hingegen erst im Jugendalter. Moffitt (1990) geht darüber hinaus davon aus, dass der Entwicklungspfad der

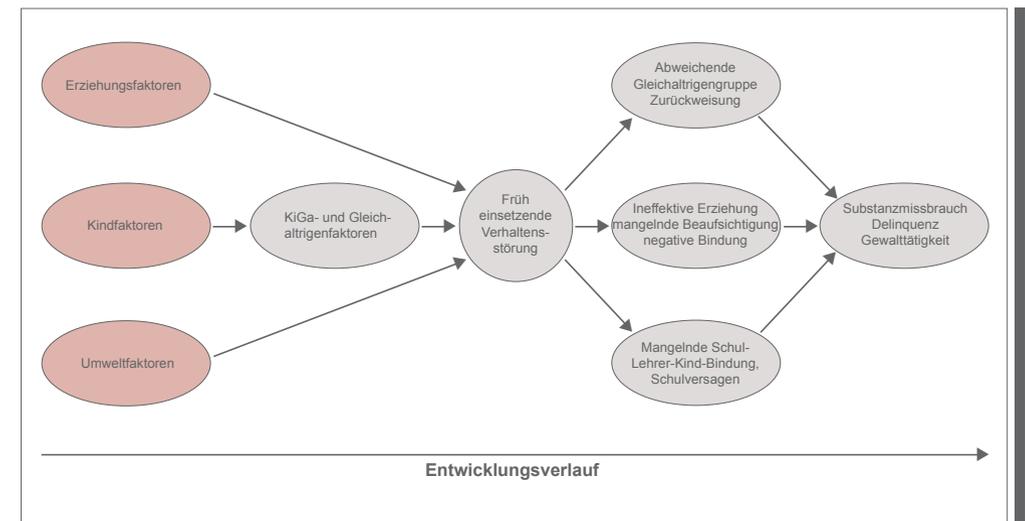


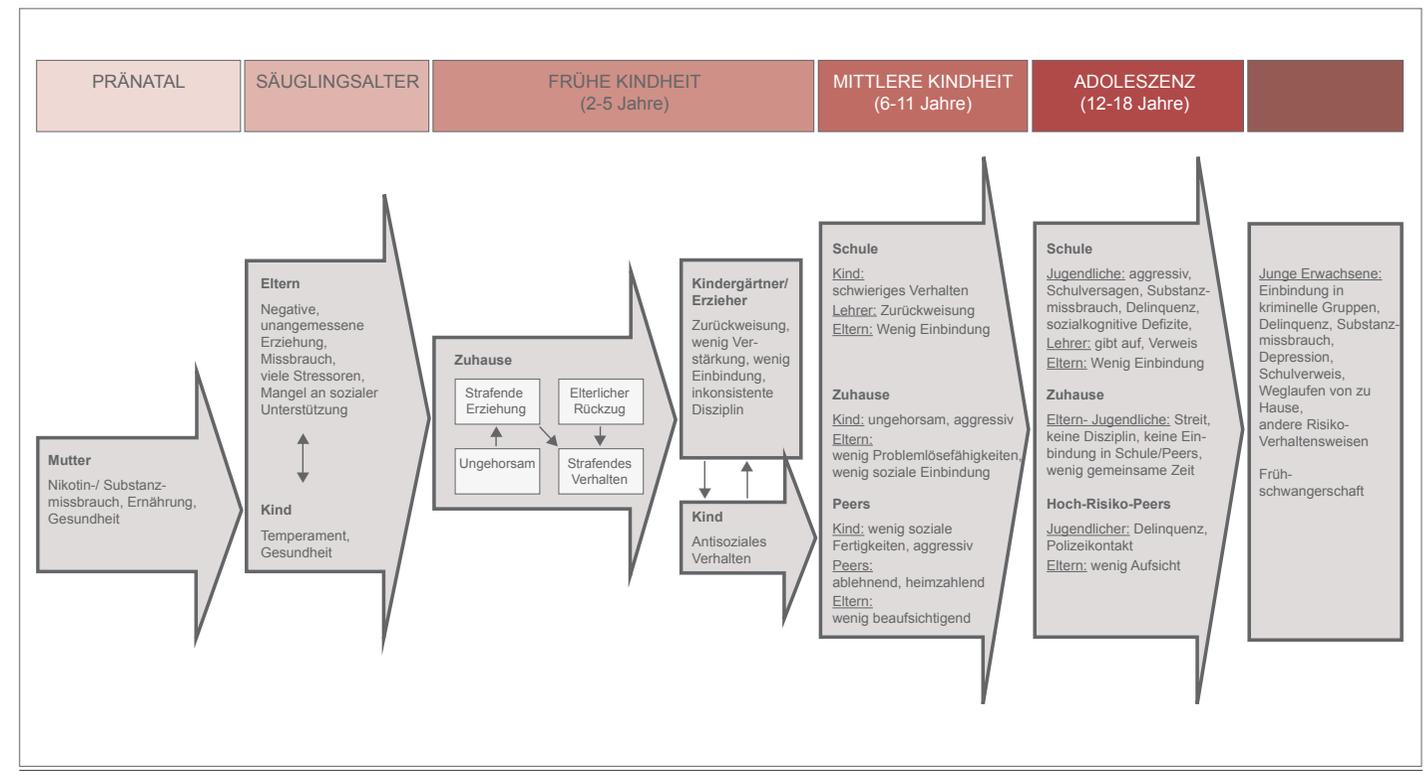
Abbildung 4.2: Entwicklungsmodell zum Zusammenhang von Verhaltensstörungen und Gewalttätigkeit (nach Webster-Stratton & Taylor, 2001; S. 166f; aus Scheithauer, Petermann, Meyer & Hayer, 2005, S. 514).

Frühstarter über den Lebenslauf stabil ist, während der andere auf das Jugendalter begrenzt bleibt. Die beschriebenen Entwicklungspfadmodelle werden untermauert durch Befunde verschiedener Längsschnittstudien, die belegen, dass ein Großteil der gewalttätigen Straftaten im Jugendalter von einer kleinen Gruppe jugendlicher „chronischer“ Wiederholungstäter begangen wird. In der Regel handelt es sich dabei um männliche Jugendliche, die – gegenüber experimentierenden Jugendlichen, die ihr aggressiv/dissoziales Verhalten wieder einstellen – ein aggressiv/dissoziales Verhalten erstmalig im Kindesalter aufgewiesen haben. Befunde aus neueren Längsschnittstudien führten zu der Erkenntnis, dass die in den Entwicklungsmodellen angeführten Annahmen keine absolute Gültigkeit besitzen, sondern Ausnahmen existieren (z.B. Silverthorn & Frick, 1999; Moffitt, Caspi, Dickson, Silva & Stanton, 1996). Hervorzuheben sind hier vor allem die Befunde, zu denen Moffitt und Kollegen (2002) gelangten, als sie die Jugendlichen, die in der Dunedin Längsschnittstudie als Frühstarter bzw. als auf das Jugendalter Begrenzte eingestuft worden waren, im Alter von 26 Jahren erneut verglichen. Als Jugendliche hatten sich beide Gruppen hinsichtlich ihres delinquenten Verhaltens nicht unterschieden. Mit 26 Jahren zeigten die Spätstarter zwar weniger extreme, aber doch erhöhte Werte in der Impulsivität, psychischen Gesundheitsproblemen, Substanzabhängigkeit, finanziellen Problemen und bei Eigentumsdelikten. Moffitt und Kollegen (2002) sehen in

diesen Befunden sowohl eine Bestätigung, als auch eine Erweiterung ihres Entwicklungsmodells des lebenslang anhaltenden und des auf das Jugendalter begrenzten antisozialen Verhaltens. Sie empfehlen aufgrund dieser Ergebnisse, Interventionen **allen** aggressiven Kindern und **allen** delinquenten Jugendlichen zugute kommen zu lassen, um eine Vielzahl von Fehlanpassungen im Erwachsenenalter zu vermeiden. Neben diesen etablierten Entwicklungsmodellen werden eine Reihe weiterer Modelle und Vorstellungen diskutiert. Für eine Zusammenfassung aktueller Befunde und für eine kritische Diskussion der bestehenden Modelle siehe Scheithauer und Petermann (2010).

Es lässt sich also zusammenfassen, dass sich die Wirkung risikoerhöhender Bedingungen nach dem Alter und dem Entwicklungsstand des Kindes oder Jugendlichen unterscheidet. Einige Bedingungen spielen in einem bestimmten Alter noch keine Rolle oder verlieren wieder an Bedeutung. So sind beispielsweise für ein fünfjähriges Kind Bereiche wie das schulische Umfeld nicht relevant, ebenso wenig wie bestimmte risikoerhöhende Bedingungen, etwa Substanzkonsum oder die Mitgliedschaft in Gangs. Für sie ist die Familie von herausragender Bedeutung. Vorgeburtlich spielt vor allem das Gesundheitsverhalten der Mutter eine Rolle. Im Säuglingsalter kann ein schwieriges Temperament des Kindes mit der mangelnden Kompetenz der Eltern zusammentreffen, hierauf angemessen zu reagieren, und letztlich in Misshandlung enden. In der frühen Kindheit können unzureichende Erziehungskompetenzen der Eltern oder von Erzieherinnen im Kindergarten oder in der Vorschule eine angemessene sozial-kognitive Entwicklung gefährden und in antisoziales Verhalten münden. Dies kann in der mittleren Kindheit zur Ablehnung durch Lehrer und Gleichaltrige führen. Aggressive Kinder sind dem Risiko ausgesetzt, von ihren Peers zurückgewiesen zu werden und sich stattdessen sozial wenig kompetenten, ebenfalls aggressiven „Außenseitern“ anzuschließen. Im Jugendalter können hieraus Schulversagen, mangelnde Einbindung in schulische Aktivitäten und Substanzkonsum resultieren. Die Verhaltensprobleme können sich durch den Umgang mit delinquenten Gleichaltrigengruppen auf delinquentes und antisoziales Verhalten ausweiten (z.B. Vandalismus, Diebstahl, Überfälle, Substanzkonsum, Gangmitgliedschaft und Drogenhandel). Diese Zusammenhänge werden in Abbildung 4.3 zusammenfassend veranschaulicht.

Abbildung 4.3: Risikoerhöhende Bedingungen im Entwicklungsverlauf (in Anlehnung an Reid & Eddy, 1997, S. 346).



4.3.10 Wirkung von risikoerhöhenden Bedingungen ist geschlechterabhängig

Die meisten Studien zu Aggression, Gewalt und Delinquenz wurden an Jungen durchgeführt. Es scheint jedoch zum Teil folgenschwere geschlechterspezifische Unterschiede zu geben. Die laut Archer (2004) bei Mädchen häufiger auftretende indirekte Aggression ist auf die spätere Kindheit und das Jugendalter beschränkt. Viele Prädiktoren von Gewalt scheinen für Jungen und Mädchen die gleiche Relevanz zu besitzen, doch konnten Hubbard und Pratt (2002) bei Mädchen risikoerhöhende Bedingungen feststellen, die bei ihnen als robuste Prädiktoren anzusehen sind (schulische und familiäre Probleme sowie körperliche und/oder sexuelle Übergriffe). Zu ähnlichen Ergebnissen gelangen Leschied und Kollegen (2001), doch kommt bei ihnen noch soziale Isolation hinzu.

Frühere Gewalterfahrungen scheinen vor allem bei Mädchen eine risikoerhöhende Bedingung für die spätere Entwicklung gewalttätigen Verhaltens darzustellen. Für frühe Gewalt- und Missbrauchserfahrungen in der Familie konnte eine eindeutige Verbindung zu späterem gewalttätigen Verhalten festgestellt werden, und in Bezug auf sexuellen Missbrauch war sogar ein noch deutlicherer Unterschied zwischen gewalttätigen und nicht gewalttätigen weiblichen Jugendlichen zu verzeichnen (Chesney-Lind, 2004). Insbesondere ein dysfunktionaler Familienhintergrund, der durch eine geringe Transparenz und Konsistenz elterlicher Regeln (wenig Stabilität und Vorhersagbarkeit) gekennzeichnet ist, sowie ein allgemein disharmonisches Klima und ein hohes Konfliktniveau innerhalb der Familie können in Bezug auf weibliche Jugendliche als zusätzliche familiäre risikoerhöhende Bedingungen angesehen werden (Giordano, Cernkovich & Rudolph, 2002).

Über den Entwicklungsverlauf hinweg unterscheiden sich Jungen und Mädchen hinsichtlich der Auftretenshäufigkeit aggressiven Verhaltens in weitaus gravierenderem Maße voneinander als ursprünglich angenommen. Während bei Jungen zwei getrennte Verläufe für die Entwicklung antisozialen Verhaltens herausgearbeitet wurden, ein „Kindheitspfad“, der schon früh beginnt und bis ins Erwachsenenalter bestehen bleibt, sowie ein „Jugendpfad“, der von den meisten Jugendlichen nur vorübergehend betreten wird, ist bei Mädchen nur ein Pfad zu beobachten (Silverthorn & Frick, 1999; Silverthorn, Frick & Reynolds, 2001). Zwar sind die Mechanismen des Kindheitspfades bei Mädchen ebenfalls wirksam, doch kommen sie erst verzögert, also im Jugendalter, zum Tragen („delayed-onset“ pathway). Bei ihnen fehlt also eine Entsprechung zum frühen, aber nicht zum spät einsetzenden Pfad (s. Abbildung 4.4). Nach Silverthorn und Frick (1999) sind betroffene Mädchen in vergleichbarem Ausmaß wie

Jungen risikoerhöhenden Bedingungen ausgesetzt, doch werden in ihrer Sozialisation stereotype weibliche Verhaltensmuster gefördert, die damit einhergehen, dass körperlich oder verbal aggressives Verhalten zunächst unterdrückt wird. Auf diese Weise gefährdete oder vulnerable Mädchen entwickeln erst mit Einsetzen der Pubertät ein aggressives Verhalten.

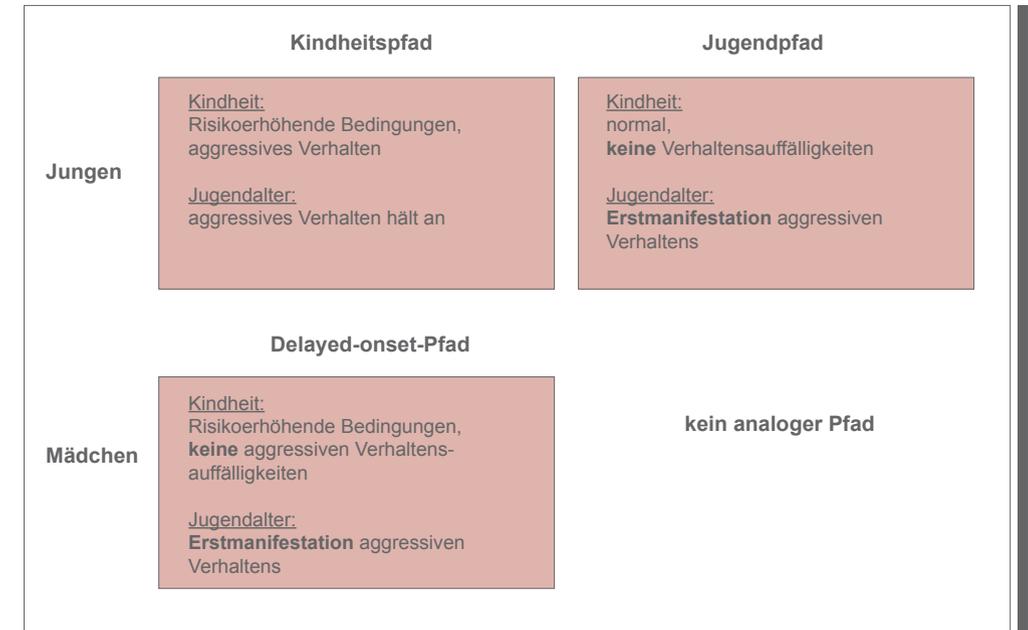


Abbildung 4.4: Entwicklungspfadmodell aggressiv-dissozialen Verhaltens für Jungen und Mädchen nach Silverthorn und Frick, 1999; aus Ittel et al., 2008).

4.4 Fazit

Den Forschungsbemühungen der vergangenen Jahrzehnte ist ein umfangreicher Katalog von risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen zu verdanken, deren Wirkung unterschiedlich gut untersucht ist. Insbesondere für biologische Marker wie neuroendokrine, neurochemische, genetische oder neuronale Faktoren besteht noch deutlicher Forschungsbedarf. Einige Studien konnten zwar inzwischen korrelative Beziehungen zwischen neuronalen Dysfunktionen oder Läsionen und aggressivem Verhalten feststellen, doch ist es voreilig, hier kausale Beziehungen herstellen zu wollen. Veränderungen der Hirnstrukturen und -funktionen sind nicht zwangsläufig die Ursache für Verhaltensauffälligkeiten, sondern können auch die neuronale Manifestation besonderer Kontextfaktoren und Lebensumstände sein.

Risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen lassen sich in **veränderliche Faktoren** (z.B. Ernährung, soziale Kompetenz) und **nicht-veränderliche Faktoren** (z.B. Intelligenz, Schulbildung der Eltern) unterteilen. Es ist zu beachten, dass biologische oder Kindfaktoren nicht zwangsläufig nicht-veränderlich sind. Selbst wenn einige Kindfaktoren und Bedingungen in der Gemeinde nicht veränderbar sind, könnte es für die Präventionsforschung wichtig sein, ihnen größere Aufmerksamkeit zu schenken, weil es so leichter möglich wird, Maßnahmen gezielt jenen Kinder zugute kommen zu lassen, die dem größten Risiko ausgesetzt sind. Eine Anzahl von nicht-veränderlichen Faktoren sollte auf ihre Nützlichkeit hin untersucht werden, als Selektionsfaktoren für Hochrisikopopulationen verwendet zu werden.

Über die Betrachtung einzelner risikoerhöhender Bedingungen hinaus sind insbesondere die **Risikomechanismen** und **das Zusammenspiel von kumulativen risikoerhöhenden Bedingungen über den Entwicklungsverlauf** von Bedeutung, um das Risiko für die Entstehung aggressiven oder gewalttätigen Verhaltens beurteilen zu können. Vorrangig ist also nicht die Frage, welcher Faktor ein besonders hohes Risiko repräsentiert, sondern wie das Zusammenspiel verschiedener Faktoren Verhaltensprobleme beeinflusst. Um sicher zu gehen, dass jene Kinder und Jugendlichen an einer Maßnahme teilnehmen, die eine solche am dringlichsten bedürfen, muss die **Anzahl der risikoerhöhenden Bedingungen** berücksichtigt werden, ihre **Intensität und Dauer**, sowie die **Reihenfolge, in der diese auftreten**, um die Wechselwirkung in Abhängigkeit von der psychosozialen Entwicklung des Kindes erfassen zu können.

Risikoerhöhende und risikomildernde Bedingungen sind in allen Lebensbereichen zu finden und interagieren häufig auf komplexe Weise miteinander. Ein schwieriges Temperament oder ein hohes Maß an Impulsivität wirken sich nicht nur auf die innerfamiliäre Interaktion aus, sondern beeinflussen auch die Lernmöglichkeiten in der Schule und die Peer-Interaktion. Risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen sind miteinander verwoben und interagieren miteinander über Lebensbereiche hinweg. Um nicht nur eine sehr eingeschränkte Wirkung zu erzielen, müssen Präventions- und Interventionsmaßnahmen daher **multimodal** angelegt sein, nicht nur bei den Eltern, in der Schule oder beim Kind selbst ansetzen, sondern möglichst auf mehreren Ebenen greifen.

Resilienzfaktoren, die die „Widerstandsfähigkeit“ gegenüber widrigen Lebensumständen – zumindest zeitweilig – fördern, sind für die Prävention besonders bedeutsam. Auch wenn risikoerhöhende Bedingungen nicht immer völlig verhindert werden können, ist es doch

wichtig, dass sie rechtzeitig erkannt und eine erfolgreiche Bewältigung durch die Stärkung der Familien und die Vermittlung von Fertigkeiten gefördert wird.

Alter und Entwicklungsstand beeinflussen auf unterschiedliche Weise die Wirkung von risikoerhöhenden und –mildernden Bedingungen. Bestimmte Risiken können für ein kleines Kind relativ folgenlos bleiben, während sie ein älteres schwer beeinträchtigen. Kinder können sich auf unterschiedlichen Entwicklungspfaden befinden, die sich vor allem im Beginn, in der Dauer und der Schwere ihres aggressiven/gewalttätigen Verhaltens äußern. Wie sehr Kinder von risikoerhöhenden Bedingungen beeinträchtigt sind oder von risikomildernden profitieren, ist darüber hinaus vom **Entwicklungspfad** abhängig, auf dem sie sich befinden. Maßnahmen sollten daher möglichst **individuell** – auf bestimmte Gruppen – zugeschnitten sein, um eine weitreichende Wirkung zu entfalten. Je nach Alter sind einige Lebensbereiche für das betroffene Kind wichtiger als andere. Für ein kleines Kind ist dies z.B. vorwiegend die Familie. Präventions- und Interventionsmaßnahmen sollten, auch wenn sie multimodal angelegt sind, dies berücksichtigen.

Die Maßnahmen müssen auf die **besonderen Bedürfnisse** bestimmter Zielgruppen zugeschnitten sein, um eine größtmögliche Effektivität zu erzielen. So sind z.B. Geschlechterunterschiede zu berücksichtigen, aber auch kulturelle/ethnische Aspekte dürfen nicht vernachlässigt werden, um z.B. eventuell bedeutsamen Unterschieden der elterlichen Disziplin und des Erziehungsstils gerecht zu werden.

5 Prävention von Gewalt

Nachdem zentrale risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen für die Entwicklung interpersonaler Gewalt zusammenfassend dargestellt wurden, stellt sich sinnvollerweise die Frage, ob und wie auf der Basis dieser Befunde effektive Präventionsmaßnahmen dazu beitragen können, negative Entwicklungsverläufe von Kindern und Jugendlichen zu vermeiden.

In Kapitel 4 ist zum einen deutlich geworden, dass in allen Lebensbereichen von Kindern und Jugendlichen (Individuum, Familie, Schule, Nachbarschaft) risikoe erhöhende Bedingungen auftreten können. Risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen sind dabei stark verwoben und interagieren miteinander über diese Lebensbereiche hinweg. Eine multimodale, d.h. auf unterschiedliche Bereiche ausgerichtete Prävention, ist daher unausweichlich.

Zum anderen konnte gezeigt werden, dass zu unterschiedlichen Entwicklungszeitpunkten unterschiedliche (veränderliche) risikoe erhöhende Bedingungen eine größere Rolle für die Entwicklung von interpersonaler Gewalt spielen. Gerade die angeführten Entwicklungspfade von Gewalt betonen, dass auch interindividuell verschiedene risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen wirken können. Die Notwendigkeit, Prävention individuell auf unterschiedliche Bereiche auszurichten und in der Entwicklung relevante risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen anzusprechen, wird klar ersichtlich.

Vor allem die Darstellung des früh beginnenden Entwicklungspfad es (Frühstarter) macht die Dringlichkeit eines frühen Eingreifens deutlich. Zusätzlich muss bedacht werden, dass klinische Interventionen bei bereits entwickeltem, aggressivem oder gewalttätigem Verhalten nur wenige Kinder und Familien erreichen, kostenintensiv und – gerade nach Verfestigung des Verhaltens – nur bedingt wirksam sind. Es ist daher von großem Nutzen, möglichst früh im Entwicklungsverlauf beurteilen zu können, ob und welche Maßnahmen sinnvoll sind. Dabei sollten die jeweiligen Maßnahmen eine klare Beziehung zwischen den identifizierten risikoe erhöhenden Bedingungen und der geplanten Veränderung/Verbesserung (Outcome) herstellen. Nur so kann ein Eingreifen in unter Umständen negative Entwicklungsverläufe und die Reduktion von Gewalt garantiert werden.

Im Folgenden werden wir zunächst das dieser Expertise zugrunde gelegte Konzept von Gewaltprävention erläutern. Im Anschluss wird auf die Bestandteile von Maßnahmen zur Gewaltprävention in den unterschiedlichen Handlungsfeldern Individuum, Familie, Schule,

Gemeinde/Freizeit eingegangen. Es wird der Frage nach Effektivität und Wirksamkeit von Maßnahmen nachgegangen und es werden jene Strategien vorgestellt, die sich in den einzelnen Handlungsfeldern wissenschaftlich als wirksam erwiesen haben.

5.1 Definition

5.1.1 Prävention

Grundgedanken der Prävention sind die Verbesserung der Gesundheit und die Verhinderung oder Reduktion von Krankheiten und/oder psychischen Störungen. Präventive Maßnahmen richten sich daher an Personen, die keine oder nur in geringem Maße erste Symptome einer zu verhindernden Erkrankung/Störung zeigen (Mrazek & Haggerty, 1994).

Präventionsmaßnahmen werden prinzipiell danach unterteilt, wie spezifisch sie auf bestimmte Variablen ausgerichtet sind und auf welche Personengruppe sie abzielen. Bezüglich der Spezifität von Maßnahmen können unspezifische und spezifische Präventionsmaßnahmen unterschieden werden:

- unspezifische Präventionsmaßnahmen umfassen jene Maßnahmen, die der allgemeinen Verbesserung der biopsychosozialen Lebensbedingungen, d.h. der Verbesserung soziokultureller, psychosozialer und materieller Situationen, dienen.
- Spezifische Präventionsmaßnahmen hingegen zielen auf die Reduzierung störungsspezifischer Risikofaktoren, d.h. sind ausgerichtet auf bestimmte Risikoverhaltensgruppen mit eng umschriebenen Phänomenen (z.B. Nikotin- und Alkoholaufklärung in der Schwangerschaft bei jungen Müttern aus sozioökonomisch negativen Verhältnissen, soziale Kompetenzförderung bei Kindern mit diesbezüglichen Defiziten).

Hinsichtlich der Zielgruppe einer Maßnahme werden universelle, selektive und indizierte Präventionsmaßnahmen unterschieden (vgl. Gordon, 1983; Mrazek & Haggerty, 1994):

- Universelle Maßnahmen zielen auf die gesamte Population und sind für symptomfreie Personen konzipiert.
- Selektive Maßnahmen sind für Risikogruppen mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit für die Entwicklung bestimmter Auffälligkeiten gedacht, die bisher jedoch noch keine Symptome zeigen. Ihr Ziel ist der Abbau von Risikoverhalten bzw. das Eindämmen von risikoe erhöhenden Bedingungen.

- Indizierte Maßnahmen werden für Individuen der Risikogruppe mit ersten, bereits feststellbaren Symptomen entwickelt. Ziel ist die Wiederherstellung eines symptomfreien Zustandes.

Zusätzlich können Maßnahmen in kontext- und personenorientierte Maßnahmen eingeteilt werden. So zielen kontextorientierte Maßnahmen auf die Verbesserung des sozialen Gefüges oder Umfeldes (Schule, Nachbarschaft), während personenzentrierte Maßnahmen auf das Individuum selbst bzw. sein Handeln, Wissen, seine Einstellungen und Überzeugungen fokussieren.

5.1.2 Entwicklungsorientierte Prävention

Wie in den vorangegangenen Kapiteln deutlich gemacht wurde, gibt es risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen, die für die Entwicklung interpersonaler Gewalt eine maßgebliche Rolle spielen. Die Orientierung an der Reduzierung von diesen risikoerhöhenden Bedingungen und der Förderung von risikomildernden Bedingungen in den einzelnen Entwicklungsphasen von Kindern und Jugendlichen steht im Zentrum der entwicklungsorientierten Prävention. Präventionen im Kindes- und Jugendalter orientieren sich idealerweise eng an Entwicklungsmodellen und an den im Entwicklungsverlauf bekannten risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen (Scheithauer, Mehren et al., 2003). Dem Ansatz einer entwicklungsorientierten Prävention liegt die empirisch belegte Sichtweise zugrunde, dass frühere Erfahrungen (positive und negative) in einem gewissen Maße spätere Entwicklungen (positiv oder negativ) beeinflussen (Scheithauer, Hayer & Niebank, 2008). Nach Tremblay und Craig (1995) stellen entwicklungsorientierte Präventionen Interventionen dar, die das Ziel haben, jene risikoerhöhenden Bedingungen zu reduzieren und risikomildernde Bedingungen zu fördern, von denen angenommen wird, dass sie einen bedeutsamen Einfluss auf die weitere (positive oder negative) Entwicklung eines Individuums ausüben.

Entwicklungsorientierte Präventionsprogramme müssen somit folgende entwicklungswissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigen (Scheithauer, Mehren et al., 2003):

- Wissen um die normgerechte Entwicklung von Kindern und Jugendlichen,
- Kenntnisse über mögliche Variationen im Entwicklungsstand von Kindern und Jugendlichen innerhalb einer Altersgruppe,
- Wissen über Bedeutung von Störungen in Abhängigkeit von der jeweiligen Alters-

stufe, Wissen über deren Ursprung und deren Auswirkung auf die weitere Entwicklung,

- Berücksichtigung des Einflusses von wichtigen Entwicklungsaufgaben und Entwicklungsübergängen („Transitionen“, wie z.B. der Übergang zur weiterführenden Schule, Wechsel in ein Ausbildungsverhältnis).

Als zentrale Ziele entwicklungsorientierter Prävention gilt die Intervention auf drei Ebenen (ebd., 2003; s. auch Cicchetti & Hinshaw, 2002; Hawkins, Arthur & Catalano, 1995):

- 1) altersspezifische risikoerhöhende Bedingungen vermindern bzw. verhindern,
- 2) altersspezifische risikomildernde Bedingungen fördern und
- 3) bei der Bewältigung von wichtigen Entwicklungsaufgaben/Entwicklungsübergängen zu helfen.

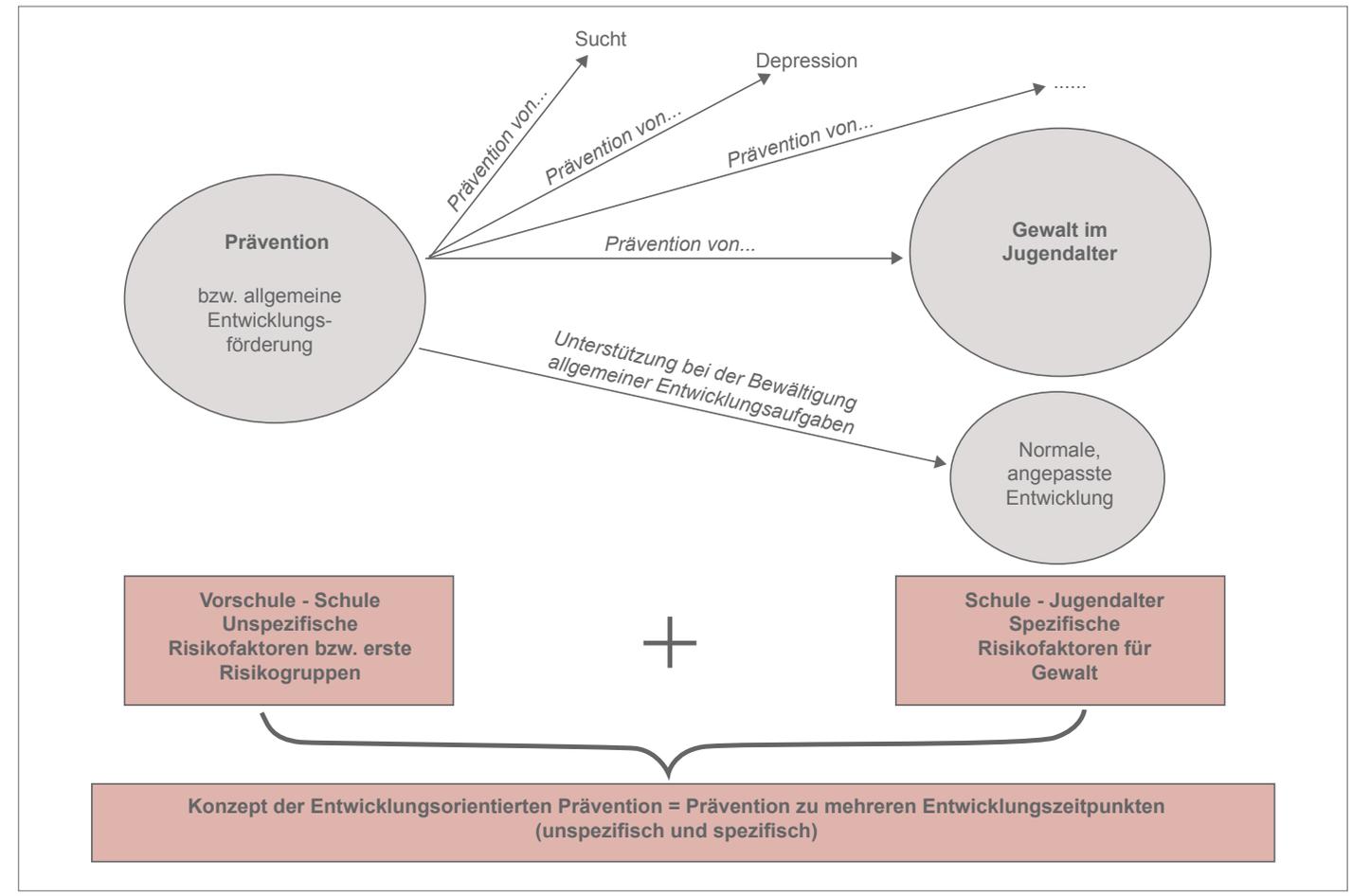
Weitere, eine entwicklungsorientierte Prävention kennzeichnende Aspekte sind:

- eine frühe Intervention, bevor das Problemverhalten auftritt oder sich stabilisiert bzw. bevor sich verschiedene risikoerhöhende Bedingungen im Entwicklungsverlauf potenzieren können,
- jene Personen mit dem höchsten Risiko für eine Entwicklungsgefährdung einzubeziehen,
- multiple Risikobedingungen sowohl multimodal (d.h. auf verschiedenen Ebenen wie: die Jugendlichen selbst, Peers und Freunde, Familie, Schule, Sportverein) und multimethodal (d.h. mittels verschiedener präventiver Maßnahmen wie z.B. Elternt raining und sozial-kognitive Maßnahmen fürs Kind) ansprechen (Scheithauer, Mehren et al., 2003).

Auf der Basis eines entwicklungsorientierten Präventionsansatzes lässt sich somit schlussfolgern, dass eine sinnvolle Gewaltprävention nicht erst dann ansetzen kann, wenn das Auftreten gewalttätigen Verhaltens am wahrscheinlichsten ist (z.B. im Jugendalter), sondern letztlich ein breiter gefasster Präventionsansatz eine sinnvolle Gewaltprävention begründen muss. Aus Längsschnittstudien zur Prävention von Substanzmissbrauch beispielsweise ist bekannt, dass erfolgreiche Maßnahmen jene sind, die im Kindesalter (3. bis 14. Lebensjahr) die kindliche (Affekt- und Verhaltens-) Selbstregulation, in Bezug auf die Eltern- und Peer-Kind-Interaktion, Einbindung in das schulische Umfeld und soziale Kompetenzen ansprechen. Es zeigt sich also, dass neben „suchtspezifischen“ Aspekten, die insbesondere in der Zeit potenzieller Erstkontakte eine Rolle spielen, Präventionen sinnvoll sind, die bereits im

(frühen) Kindesalter, also vor einem möglichen Erstkontakt, ansetzen (Tarter, Kirisci, Vanyukov et al., 2002). Übertragen auf die Gewaltprävention könnte man schlussfolgern, dass eine entwicklungsorientierte Prävention bereits in unspezifischer Hinsicht im frühen Kindesalter ersten Verhaltensproblemen vorbeugen, aber auch Gewalt entgegenwirkende risikomildern- de Bedingungen (z.B. sozial-emotionale Kompetenzen) fördern sollte. Diese unspezifische Prävention sollte mit Maßnahmen kombiniert werden, die dieselben Kinder im Jugendalter bzw. zu wichtigen Entwicklungszeitpunkten (z.B. Übergang zur weiterführenden Schule) erneut erreichen. Im Jugendalter können dann gewaltspezifische Präventionsmaßnahmen durchgeführt werden (s. Abbildung 5.1). Abbildung 5.1 soll zusätzlich deutlich machen, dass eine frühe, unspezifische Prävention – bzw. die Förderung allgemeiner Kompetenzen – positive Effekte bezüglich der Verhinderung/Verminderung verschiedener Problemverhaltensweisen haben kann. Für Jugendliche, die im frühen Kindesalter risikoerhöhende Bedingungen aufgewiesen haben und in Folge einer unspezifischen Maßnahme im Jugendalter ein Problemverhalten (z.B. Gewalt, Sucht) **nicht** entwickelt haben – im Gegensatz zu Jugendlichen mit einem Risiko, die jedoch **keine** Maßnahme erhalten und im Jugendalter das Problemverhalten zeigen – kann retrospektiv betrachtet somit von einer Präventionsmaßnahme gesprochen werden.

Abbildung 5.1: Konzept der Entwicklungsorientierten Prävention (eigene Darstellung).



Kinder, die keinerlei Risiken besitzen und einen normalen, angepassten Entwicklungsweg einschlagen, profitieren dennoch von unspezifischen Maßnahmen im Sinne einer allgemeinen Entwicklungsförderung (siehe unten).

Im Zweiten Periodischen Sicherheitsbericht (Bundesministerium des Inneren/Bundesministerium der Justiz [BMI/BMJ], 2006) wird auch auf die Prävention kriminellen Verhaltens eingegangen: „Kriminalprävention zielt auf die direkte oder indirekte Beeinflussung von Personen bzw. Situationen, um das Risiko zu vermindern, dass Straftaten begangen und Menschen Täter oder Opfer werden. (...) Es geht dabei einerseits um die Einschränkung von verbrechensfördernden Gelegenheiten (...), andererseits wird mit Blick auf Täter, Situation und Opfer zwischen primärer, sekundärer und tertiärer Prävention unterschieden“ (ebd., 2006, S.667).

- Primäre Prävention wird als positive Generalprävention verstanden, die sich in Form von Normverdeutlichung (Sozialisationshilfen, Aufklärung über Gefahren von z.B. Drogen, Alkohol), Bildungsangeboten und Maßnahmen der Sozial-, Arbeitsmarkt-, Jugend-, Familien-, Wirtschafts-, Verkehrs- und Kulturpolitik an die Allgemeinheit richtet.
- Sekundäre Prävention richtet sich an kriminalitätsgefährdete Gruppen bzw. Kontexte (z.B. Jugendhilfe in Form von Straßensozialarbeit mit auffälligen Jugendlichen),
- tertiäre Prävention setzt nach der Begehung einer Straftat ein und soll der Vorbeugung weiterer Rückfälligkeit dienen. Hierzu zählen Resozialisierungsmaßnahmen, Sozialtherapie, Entlassungshilfe für Straffällige (ebd., 2006).

Überträgt man diese Aspekte auf den Bereich der Gewaltprävention, bedeutet dies für die Definition von Gewaltprävention:

Gewaltprävention zielt auf die direkte oder indirekte Beeinflussung von Personen bzw. Situationen, um das Risiko zu vermindern, dass Gewalttaten begangen und Menschen Täter oder Opfer von Gewalt werden.

In dem 2007 erschienenen Bericht „Strategien der Gewaltprävention im Kindes- und Jugendalter. Eine Zwischenbilanz in sechs Handlungsfeldern“ (Arbeitsstelle Kinder- und

Jugendkriminalitätsprävention, 2007) hat das Deutsche Jugendinstitut sein Verständnis von gewaltpräventiven Maßnahmen deutlich gemacht. So werden unter Gewaltprävention vor allem jene Maßnahmen gefasst, die vorrangig auf die Verhinderung bzw. Verminderung von Gewalt von/unter Kindern und Jugendlichen abzielen und weniger jene Maßnahmen, die „im günstigen Fall auch gewaltpräventiv wirken“ (ebd., 2007, S.18). Jegliche Maßnahme, die nach der Definition im PSB unter primärpräventive Maßnahme fällt, wäre somit nicht als Gewaltprävention zu verstehen.

In Abgrenzung zu diesem Verständnis von Gewaltprävention wird der vorliegenden Expertise ein breiteres Präventionsverständnis – auch vor dem Hintergrund, dass insbesondere Gelingensbedingungen für Gewaltpräventionsmaßnahmen im Kindes- und Jugendalter behandelt werden, die einen entwicklungsorientierten Fokus haben sollten – zugrunde gelegt. Angelehnt an die drei präventiven Dimensionen im PSB (ebd., 2006, S.667)

- sind universelle Maßnahmen Bestandteil der positiven Generalprävention,
- richten sich selektive Präventionen an gewaltgefährdete Risikogruppen und
- betreffen indizierte Präventionsmaßnahmen diejenigen Personen, die bereits gewalttätig sind.

Bezüglich der gewaltpräventiven Wirkung von universellen Maßnahmen soll auf einen wichtigen Aspekt eingegangen werden. Universelle Maßnahmen richten sich an alle Mitglieder einer bestimmten Population (z.B. Kindergarten), ungeachtet der Fragestellung, ob das jeweilige Kind ein Risiko aufweist, später gewalttätiges Verhalten zu zeigen oder nicht. Für diejenigen Kinder, die eine negative Entwicklung einschlagen und sich später gewalttätig verhalten würden, ist eine (effektive) universelle Maßnahme dann definitiv gewaltpräventiv (vgl. Abbildung 5.1). Bei jenen Kindern, die sich auch ohne eine solche Maßnahme „normal“ entwickelt hätten, kann natürlich nicht von Gewaltprävention gesprochen werden. Dennoch profitieren erfahrungsgemäß auch diese Kinder von den Maßnahmen. Man sollte davon ausgehen, dass sich die Vermittlung von Kompetenzen (z.B. Erziehungskompetenzen der Eltern, soziale Kompetenzen der Kinder) positiv auf die kindliche Entwicklung auswirkt. Für Kinder, die sich auch ohne Maßnahme „positiv/normal“ entwickelt hätten, kann man universelle Präventionsmaßnahmen als Förderung allgemeiner Lebenskompetenzen betrachten. Abbildung 5.2 fasst die Einteilung der verschiedenen Präventionsformen auf drei Ebenen zusammen.

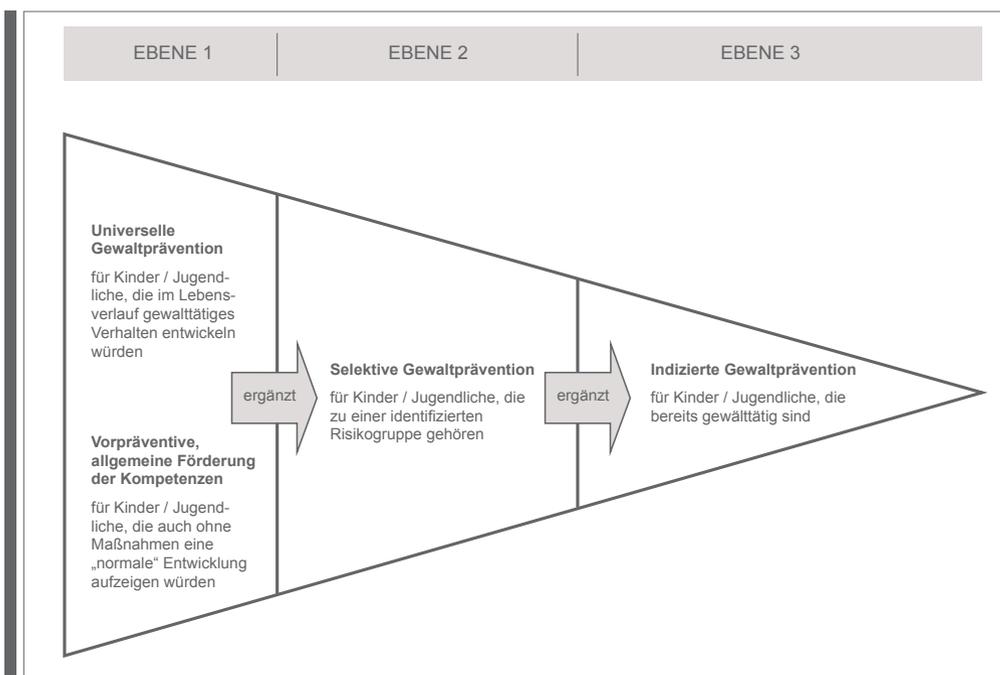


Abbildung 5.2: Ebenen der Gewaltprävention (eigene Darstellung).

Universelle Maßnahmen, die auf eine generelle Reduktion von risikoe erhöhenden Bedingungen und der Förderung von risikomildernden Bedingungen ausgerichtet sind, beugen im günstigsten Fall **auch** der Entstehung von gewalttätigem Verhalten vor und führen dazu, dass Kinder und Jugendliche gar nicht erst zu Risikogruppen gezählt werden müssen. Ein zentraler Vorteil universeller Präventionsstrategien ist die ausbleibende Stigmatisierung und die Verhinderung der damit unter Umständen einhergehenden gegenteiligen (negativen) Effekte. Des Weiteren existiert die Möglichkeit einer großen Breitenwirkung (s. auch Eisner et al., 2006) und die Möglichkeit, kostengünstig breite Bevölkerungsgruppen über normalerweise annähernd flächendeckend aufgesuchte Einrichtungen (z.B. Kindergärten, Schule) zu erreichen. Auch wenn universelle Maßnahmen langfristige Wirkungen in verschiedenen Bereichen zeigen und nicht ausschließlich und unmittelbar gewaltpräventiv wirken, kann ihnen dennoch eine (mittelbare) gewaltpräventive Wirkung zugesprochen werden. Die konkrete Wirksamkeit universeller Programme – beispielsweise bezogen auf tatsächliches gewalttätiges Verhalten – ist dennoch schwer überprüfbar, da im Vorfeld nicht bekannt ist, ob

in Kind/Jugendlicher ohne die Maßnahme gewalttätig geworden wäre. Zusätzlich muss aus ethischer Perspektive bedacht werden, dass es schwierig ist, die Wirksamkeit universeller Präventionsmaßnahmen mit Hilfe von Kontrollgruppendesigns zu überprüfen. Kindern und/oder Jugendlichen keine Maßnahme zukommen zu lassen, um auf diesem Wege zu überprüfen, ob Personen aus der unbehandelten Kontrollgruppe später ein gewalttätiges Verhalten zeigen – im Gegensatz zu den behandelten Kindern und Jugendlichen aus den Behandlungsgruppen – ist ethisch umstritten bzw. nur bedingt vertretbar, zumal auch eine allgemeine Kompetenzförderung nicht einigen Kindern vorenthalten werden sollte.

Universelle Präventionsstrategien im frühen Kindesalter können vor allem dann wirkungsvoll sein, wenn sie um selektive/indizierte Programme im Kindes- und Jugendalter ergänzt werden. So kann beispielsweise universell-präventiv mit **allen** Kindern und Jugendlichen einer Gruppe gearbeitet werden, zusätzlich erhalten aber die Kinder und Jugendlichen mit ersten Risikobedingungen oder ersten Symptomen (z.B. Verhaltensauffälligkeiten) intensivere Maßnahmen.

5.2 Gewaltprävention in vier Handlungsfeldern und weitere Aspekte der Prävention

Risiko erhöhende und -mildernde Bedingungen können in individuelle, familiäre, schulische, peerbezogene und umweltbedingte Einflüsse eingeteilt werden. Nach diesem System werden meist auch Präventionsprogramme gegliedert, d.h. Maßnahmen, die am Individuum, an der Familie, Schule, den Peers oder der sozialen Umwelt ansetzen. Im Folgenden wird ein Überblick über die Schwerpunkte dieser Präventionsbereiche gegeben. Dabei erfolgt die Einteilung hier nach personenzentrierter Prävention, familienbezogener Prävention, Prävention in Kindergarten und Schule und Prävention im sozialen Umfeld und der Freizeit. Zusätzlich wird auf multimodale und geschlechterspezifische Prävention eingegangen.

Die genaue Abgrenzung der Maßnahmen voneinander in den einzelnen Kategorien ist dabei häufig sehr schwierig. So zielen z.B. Maßnahmen zur Förderung der sozialen Kompetenz auf das Individuum, werden aber häufig in Kindergarten und Schule umgesetzt. Die hier erfolgte Einteilung der Maßnahmen erfolgt daher danach, wo bzw. bei wem eine Veränderung/Verbesserung erreicht werden soll und nicht, in welchem kontextuellen Rahmen die Maßnahme durchgeführt wird (auch wenn diese beiden Aspekte natürlich identisch sein können).

Grundsätzlich ist der folgenden Darstellung voranzustellen, dass die in Klammer angefügten Programme lediglich **Beispiele** für eine jeweilige Kategorie darstellen. Es wird weder ein Vollständigkeitsanspruch erhoben, noch impliziert die einfache Nennung eine Bewertung bezüglich der Qualität und Wirksamkeit der Programme. Die meisten Programme sind den unten aufgeführten internationalen Wirksamkeitsstudien entnommen oder sind den Autoren dieser Expertise gut bekannt.

5.2.1 Personenzentrierte Prävention

Zu den risikoe erhöhenden Bedingungen für gewalttätiges Verhalten zählen auf individueller Ebene bei Kindern und Jugendlichen vor allem dysfunktionale kognitive Schemata und/oder geringe soziale Kompetenzen, Defizite in Empathie, moralischem Urteilen und sozialem Problemlösen/Informationsverarbeitung. Personenzentrierte Präventionsmaßnahmen zielen auf die Reduktion dieser personenbezogenen Risikobedingungen und die Förderung personenbezogener Schutzbedingungen. Zu dieser Gruppe von Maßnahmen zählen vor allem soziale Kompetenztrainings, welche sowohl universell, selektiv als auch indiziert präventiv ansetzen können, und kognitiv-verhaltenstherapeutische Maßnahmen, welche eher selektiv oder indiziert eingesetzt werden.

Soziale Kompetenztrainings für Kinder und Jugendliche zielen meist auf die Förderung sozialer, kognitiver und emotionaler Fähigkeiten und Fertigkeiten. Dazu zählen: Fähigkeiten zur Wahrnehmung der eigenen und anderen Person/en, eine differenzierte Situationswahrnehmung, die Stärkung der Selbstkontrolle und des Einfühlungsvermögens, Empathie, Fähigkeiten/Fertigkeiten zur sozialen Problemlösung, interpersonale Interaktionsstrategien, das Befolgen von Regeln der sozialen Kommunikation u.a. (Eisner et al., 2006; Lösel & Plankensteiner, 2005).

Trainings dieser Art werden meist gruppenweise in Kindergärten oder Schulklassen durchgeführt. Je nach Programm und auch Alter der Kinder/Jugendlichen liegt der Fokus einer Maßnahme auf dem Training konkreter Verhaltensweisen, der Kombination kognitiver und sozialer Fähigkeiten bzw. Fertigkeiten und/oder der Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen. Soziale Kompetenztrainings werden sowohl universell in kompletten Kindergartengruppen/Schulklassen, selektiv für spezielle Risikogruppen als auch indiziert für Kinder mit bereits bestehenden Verhaltensproblemen angewandt (z.B. *Promoting Alternative Thinking Strategies* [PATHS], Greenberg, Kusché & Mihalic, 1998, deutschsprachige

Adaptation PFAD, Eisner, Jünger & Greenberg, 2006; *Life Skills Training* [LST], Botvin, Mihalic & Grotper, 1998; *Second Step*, Beland, 1988, deutschsprachige Adaptation FAUSTLOS, Cierpka, 2001; Cierpka, 2002; *Papilio*, Meyer, Heim & Scheithauer, 2007).

Kognitiv-verhaltenstherapeutische Präventionsmaßnahmen richten sich vor allem an bereits gewalttätige Jugendliche und zielen auf die Modifikation dysfunktionaler kognitiver Schemata oder Defizite in der sozial-kognitiven Informationsverarbeitung und damit auf die Reduktion der Rückfälligkeit. Im Sinne einer selektiven Gewaltprävention sollen gewaltbefürwortende Einstellungen, Gedanken und Überzeugungen identifiziert und im Falle indizierter Maßnahmen bereits bestehende Verhaltensprobleme korrigiert werden. Kognitiv-verhaltensorientierte Techniken umfassen z.B. die Förderung von kognitiven Problemlösestrategien, Ärger-Management, Förderung moralischen Urteilens oder Maßnahmen zur Förderung der Perspektivübernahme (Lipsey, Landenberger & Wilson, 2007).

5.2.2 Familienbezogene Prävention

Wie in Kapitel 4 ersichtlich wurde, spielt die Familie bei der Entstehung von interpersonaler Gewalt eine zentrale Rolle. Faktoren wie dysfunktionale Erziehungsmuster, geringes Maß an Engagement, Unzuverlässigkeit, mangelnde Beaufsichtigung, Zurückweisung, Vernachlässigung, Misshandlung, Missbrauch, Konflikte innerhalb der Familie, delinquente oder gewalttätige Familienangehörige und alleinerziehende Eltern können maßgeblich zur Entstehung gewalttätigen Verhaltens von Kindern und Jugendlichen beitragen. So bedarf es gerade in der Familie als entscheidende Sozialisationsinstanz präventiver Strategien, die nachhaltig auf die Reduktion von risikoe erhöhenden Bedingungen, die Verbesserung elterlicher Erziehungspraktiken und/oder die Stärkung von risikomildernden Bedingungen abzielen. Innerhalb der familienbezogenen Prävention können Maßnahmen während der Schwangerschaft und im Säuglingsalter, Maßnahmen zur Unterstützung elterlicher Erziehungs-kompetenzen und kognitiv-behaviorale Familientherapien unterschieden werden (Webster-Stratton & Taylor, 2001).

Prävention während der Schwangerschaft und im Säuglingsalter zielt auf die Unterstützung von einkommensschwachen und gefährdeten Müttern (z.B. *Opstapje-Schritt für Schritt*, Sann & Thrum, 2005; *Steps Towards Effective and Enjoyable Parenting* [STEEP], Egeland & Erickson, 2003). Diese selektiven Maßnahmen fokussieren auf die Reduzierung von gesundheitlichen Risiken in der Schwangerschaft (Alkohol-, Drogen- und Nikotinmissbrauch), auf die

Förderung elterlicher Erziehungskompetenzen und einer sicheren Mutter-Kind-Bindung und geben Hilfestellung zur Planung des zukünftigen Arbeits-/Ausbildungsfeldes der Mütter (Olds, 2007).

Den größten Anteil innerhalb der familienzentrierten Prävention besitzen so genannte Elterntrainings bzw. Erziehungskurse. Diese Maßnahmen fokussieren auf das elterliche Erziehungsverhalten und zielen auf die Förderung positiver, gewaltfreier Erziehungskompetenzen und die Befähigung der Eltern, ihren Kindern Selbstsicherheit, prosoziales Verhalten, Problemlösefähigkeiten und kognitives Leistungsvermögen zu vermitteln (u.a. Lösel, 2006).

Elterntrainings werden in universeller, selektiver und indizierter Form angeboten. Je nach Zielgruppe wird auf unterschiedliche Aspekte der Erziehung fokussiert (allgemeine Grundregeln positiver Erziehung, schwierige Erziehungssituationen, konkrete Krisensituationen/Überforderungen in der Familie) (z.B. *Positive Parenting Program* [Triple P], Sanders, 1999; *Präventionsprogramm für expansives Problemverhalten* [PEP], Plück, Wiczorrek, Wolf Metternich & Döpfner, 2006; *Elterntraining Starke Eltern- starke Kinder*, Honkanen-Schoberth, 2003).

Kognitiv-verhaltenstherapeutische familienbezogene Maßnahmen richten sich an Familien, in welchen Delinquenz und Gewalt von Kindern/Jugendlichen bereits ein Problem darstellt (indizierte Prävention). Ziel der Maßnahmen ist die Verbesserung der Eltern-Kind-Beziehung mit Hilfe der Reduktion risikoe erhöhender Bedingungen (z.B. mangelnde elterliche Aufsicht, familiäre Konflikte, soziale Isolation) und der Förderung risikomildernder Bedingungen (konsistente Erziehung, Bindung an die Eltern, soziale Unterstützung). Mit Hilfe von Familientherapeuten werden familiäre Kommunikationstechniken und Interaktionsschemata modifiziert, grundlegende Problemlösestrategien erarbeitet und im besten Fall das soziale Umfeld einbezogen (Eisner et al., 2006) (z.B. *Funktionale Familientherapie*, Alexander, Gordon, Grotmeter et al., 1998; *Multisystemische Familientherapie*, Henggeler, Mihalic, Rone, Thomas & Timmons-Mitchell, 1998).

5.2.3 Prävention im Kindergarten und in der Schule

Auch in Kindergarten und Schule können risikoe erhöhende Bedingungen für die Entwicklung von Gewalt bei Kinder und Jugendliche identifiziert werden (s. Kapitel 4). Dabei werden personale risikoe erhöhende Bedingungen (z.B. schulischer Misserfolg, Unbeliebtheit bei Peers,

mangelnde Motivation) und institutionelle risikoe erhöhende Bedingungen (z.B. negatives Schulklima, keine klaren Verhaltensregeln) unterschieden.

Bezüglich der Reduktion der personalen risikoe erhöhenden Bedingungen wurden bereits Präventionsmaßnahmen angesprochen, die zwar personenzentrierte Ansätze darstellen, aber dennoch in Kindergarten oder Schule durchgeführt werden (s. personenzentrierte Prävention). Zusätzlich sollten Maßnahmen erwähnt werden, die auf die frühe Förderung von intellektuellen Fähigkeiten ausgerichtet sind. Dabei sollen eine qualitativ hochwertige Vorschulbildung und die Förderung selbstinitiiert Lernstrategien die späteren Schulleistungen und die Lernfähigkeit optimieren sowie kriminelle Handlungen reduzieren (z.B. *Perry Preschool Project*; Schweinhart, Barnes & Weikart, 1993).

Auf das System Schule ausgerichtete Präventionsmaßnahmen fokussieren auf die Verbesserung der schulischen, kontextuellen Variablen von Kindern und Jugendlichen. Hinsichtlich der Reduktion von identifizierten risikoe erhöhenden Bedingungen geht es demnach um eine Verbesserung des Schul- und Klassenklimas und die Aufstellung klarer Verhaltensnormen und -regeln (z.B. *Intervention Campaign Against Bully-Victim Problems*; Olweus, 1991).

Andere Maßnahmen zielen auf die Erleichterung der Übergänge von Grundschule zur weiterführenden Schule (Transition). Mit Hilfe einer intensiven Betreuung durch Vertrauenslehrer werden Schülern in schulischen und privaten Angelegenheiten Beratung und Hilfeleistung angeboten. Dabei wird zusätzlich der Klassenverband zur Förderung innerschulischer Freundschaften und sozialer Kontakte (z.B. *School Transitional Environment Project* [STEP]; Felner & Adan, 1988) oder sozial-emotionaler sowie moralischer Kompetenzen im Zusammenspiel mit Aspekten auf der Gruppenebene gestärkt (z.B. *fairplayer.manual*; Scheithauer & Bull, 2008).

5.2.4 Prävention im sozialen Umfeld und in der Freizeit

Zu den wesentlichen risikoe erhöhenden Bedingungen im sozialen Umfeld für die Entwicklung von Gewalt zählen soziale Benachteiligung, hohe Kriminalität und Drogenprobleme, mangelnder Zusammenhalt und Engagement in der Nachbarschaft sowie eine hohe Mobilität (viele Weg- und Zuzüge). Maßnahmen im sozialen Umfeld können zum einen auf die Reduktion von risikoe erhöhenden Bedingungen und die Förderung von risikomildernden Bedingungen in den einzelnen Teilbereichen Familie, Schule und Freizeit fokussieren (im

Sinne einer multimodalen Prävention, vgl. 5.2.5), zum anderen auf die Steigerung des Gemeinschaftssinns und des gegenseitigen Vertrauens zielen (Eisner et al., 2006).

Gewaltprävention in der Freizeit kann vor allem in Form von strukturierten Freizeitprogrammen mit erzieherischen Schwerpunkten zur Förderung sozialer Kompetenzen und unter Einbeziehung der Eltern durchgeführt werden. Dabei stehen die Betreuung von Hausarbeiten, das Angebot von Sportaktivitäten, die freiwillige Hilfe in der Nachbarschaft und eine Sensibilisierung für soziale Probleme im Zentrum der Programme (z.B. *Boys and Girls in America*; Schinke, Orlandi & Cole, 1992).

Eine Steigerung des Gemeinschaftssinns in sozialen Brennpunktvierteln ist weit schwieriger. Konkrete Präventionsprogramme existieren kaum. Vielmehr gibt es Modelle zur Strukturierung von Gemeinden, die auf der Zusammenarbeit von Eltern, Schule, Polizei, Unternehmern und Kirchen basieren (z.B. *Communities that Care*; Hawkins, David, Catalano & Arthur, 2002).

Im Rahmen multimodaler Maßnahmen können bereits genannte Strategien der familienbasierten und schulischen Prävention angewandt und mit Freizeitprogrammen zu Reduktion von Gewalt und Drogenkonsum kombiniert werden (z.B. *Fast Track*; Conduct Problems Prevention Research Group, 1992).

Eine weitere Form gemeindeorientierter Maßnahmen arbeitet mit Hilfe sogenannter Mentoren, welche für Kinder aus instabilen Familien eine erwachsene Vertrauensperson darstellen sollen (z.B. *Big Brothers Big Sisters of America*; McGill, Mihalic & Grotspeter, 1998). Ziel des selektiven Programms ist es, alleinerziehenden Eltern eine Erziehungshilfe zu stellen und eine adäquate Freizeitgestaltung zu gewährleisten.

Nicht zuletzt soll auch auf Maßnahmen hingewiesen werden, die auf einer erhöhten Polizeipräsenz und -arbeit in Problemvierteln basiert (für einen Überblick siehe Sherman, Gottfredson, MacKenzie et al., 1998).

5.2.5 Multimodale Präventionsprogramme

Programme, die nicht auf einen Aspekt fokussieren sondern vielmehr mehrere Problemfelder bzw. risikoe erhöhende Bedingungen angehen, können als multimodale Programme bezeichnet werden. Dabei werden meist bereits genannte Strategien und Maßnahmen kombiniert. Häufig sind dies vor allem soziale Kompetenztrainings für Kinder und Elternkurse für Erwachsene

(z.B. *Entwicklungsförderung in Familien: Eltern- und Kinder-Training* [EFFEKT], Lösel, Beelmann, Stemmler & Jausch, 2006; PATHS, Greenberg et al., 1998; *Papilio*, Meyer et al., 2007).

Des Weiteren integrieren einige Programme Individuum, Eltern **und** Schule (z.B. Lehrer, Schulklasse). Diese zielen auf die Förderung von elterlichen Erziehungstechniken, des Klassenraummanagements der Lehrer und des Problemlösemanagements, der Perspektivübernahme und der Empathie der Kinder (z.B. *The Incredible Years*; Webster-Stratton, Mihalic, Fagan et al., 2001; *ProACT +E*, Spröber, Schlottke & Hautzinger, 2006; *fairplayer manual*, Scheithauer & Bull, 2008).

Noch einen Schritt weiter gehen Programme, die Individuum, Eltern, Schule und soziales Umfeld präventiv betreuen (*Fast Track*, Conduct Problems Prevention Research Group, 1992), oder bei bereits gewalttätigen Kindern und Jugendlichen therapeutisch nach einem ganzheitlichen Modell unter Berücksichtigung von Familie, Gleichaltrigen, Schule und Nachbarschaft/Viertel arbeiten (z.B. *Multisystemische Therapie*; Henggeler et al., 1998).

5.2.6 Geschlechterspezifische Aspekte der Prävention

Spezielle, auf Mädchen ausgerichtete Präventionsmaßnahmen fokussieren primär auf familiäre und soziale Beziehungsaspekte. Wie in Kapitel 4 deutlich wurde, können auch innerfamiliäre risikoe erhöhende Bedingungen für die Entwicklung von Gewalt bei Mädchen identifiziert werden. Ein liebevoller, involvierender Erziehungsstil und ein gutes Verhältnis zu den Eltern bzw. ein positives Bindungsmuster gelten als risikomildernde Bedingungen. Daher steht neben der Förderung individueller Kompetenzen häufig vor allem die Förderung einer positiven Mutter-Tochter-Beziehung im Zentrum der auf Mädchen fokussierten Maßnahmen. Inhaltlich werden individuelle sozial-kognitive Kompetenzen und Aspekte der Emotionsregulierung bearbeitet und auf der Ebene der Eltern sensible und warme Erziehungspraktiken gefördert (z.B. *Earlscourt Girls Connection* [EGC]; Levene, Walsh, Augimeri & Pepler, 2004; vgl. Pepler, Walsh & Levene, 2004).

5.2.7 Aspekte der Gewaltprävention unter Berücksichtigung des Migrationshintergrundes

Maßnahmen, die sich speziell an Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund richten, fokussieren nicht unbedingt auf andere Bedingungen als bereits genannte Maßnahmen.

Vielmehr werden Bedingungen angegangen, die bei dieser Population häufiger auftreten. Die Unterstützung bei der Bewältigung von Alltagsanforderungen durch kompetente, ältere Jugendliche („Großer Bruder“, „Große Schwester“, türkisch: „Agabey-Abla-Projekt“; s. Held, Bibouche, Schork & Dirr, 2007) oder Maßnahmen zur Förderung der allgemeinen sozialen Integration und der Bildung von Eltern und Kindern (*Projekt Rucksack*, Regionale Arbeitsstelle zur Förderung von Kindern und Jugendlichen, RAA⁹) zielen auf gruppenspezifische risikohöhen- und -mildernde Bedingungen (s. Uslucan, 2008).

5.2.8 Zusammenfassung

Die hier dargestellten Präventionsansätze machen deutlich, wie vielfältig das Angebot an Präventionsmaßnahmen im internationalen und nationalen Raum ist. So werden risikohöhen- und -mildernde Bedingungen aus unterschiedlichen Bereichen präventiv angegangen (Individuum, Familie, Schule, soziales Umfeld), wobei sich die Zielgruppen zusätzlich nach dem Grad der Symptomatik (universell, selektiv, indiziert) unterscheiden.

Auch wenn die Vielfalt der Programme – gerade durch das Aufgreifen der in Kapitel 4 genannten risikohöhen- und -mildernden Bedingungen – den Eindruck erweckt, effektiv der Entwicklung von Gewalt entgegen wirken zu können, so wird durch einen Blick auf die Wirksamkeit von Programmen deutlich, dass diesbezüglich noch immer ein großer Forschungs- bzw. Evaluationsbedarf besteht, und vor allem nicht jedes Programm dieser Prüfung standhält.

Im Folgenden wird zunächst ein Überblick über Kriterien der Wirksamkeitsforschung bezüglich gewaltpräventiver Maßnahmen gegeben. Anschließend werden jene Bestandteile von Maßnahmen dargestellt, die einer auf diesen Kriterien basierenden Wirksamkeitsüberprüfung standgehalten haben.

5.3 Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen

Das generelle Problem der Gewaltprävention besteht nicht darin, dass zu wenige Programme entwickelt oder angeboten werden. Es besteht vielmehr darin, dass bestehende Programme

⁹ <http://www.raa.de/rucksack.html>, Zugriff: 22.11.2007

selten oder gar nicht auf ihre Wirksamkeit überprüft werden. Evaluationsstudien, die zentrale wissenschaftliche Standards befolgen, sind rar. Die meisten Beiträge beschränken sich eher auf allgemeine Empfehlungen oder Handlungsanweisungen und berücksichtigen selten wissenschaftlich fundierte Evaluationsstrategien.

„Wer sich auf manchen deutschsprachigen Internetseiten zur Gewaltprävention umsieht, kann den Eindruck gewinnen, heutige Präventionsprogramme seien geradezu Wunderwerke wirksamer Sozialtechnologie. Lehrer schreiben begeistert, wie phantastisch das Klassenklima nach Umsetzung eines Sozialkompetenzprogramms ist; Eltern werden zitiert, wie sich ihr verhaltensauffälliger Racker dank Erziehungskursen in ein Musterkind verwandelt hat; und man schmückt sich mit Presseberichten, in denen erklärt wird, ab sofort würden dank des neuen Programms die Kinder abgeklärt miteinander reden statt sich zu verprügeln. Selbstverständlich sagt solche als „Evaluation“ kaschierte Eigenwerbung über die tatsächliche Wirksamkeit nicht mehr aus als begeisterte Lesermeinungen zu den Effekten von Wünschelruten, Kupferbändern oder Kristallkugeln, nämlich gar nichts. Das gleiche gilt für reine Prozess-evaluationen - also Einschätzungen darüber, wie das Projekt umgesetzt wurde und wie zufrieden die Benutzer mit dem Programm sind. Zwar wird gerade gegenüber der Praxis nicht selten der Eindruck geweckt, dass glückliche Projektteilnehmer ein Gradmesser für ein gutes Programm seien, oder dass man Wirksamkeit bestimmen könne indem man frage, ob die Umsetzenden das Programm für wirksam halten. Tatsächlich sind weder zufriedene Teilnehmer noch von einer Wirkung subjektiv überzeugte Umsetzende ein wissenschaftlich annehmbares Kriterium für die Frage, ob tatsächlich die gewünschten Änderungen erreicht wurden“ (Eisner & Ribeaud, 2007, S. 3).

Vor allem die Anzahl der für den deutschen Sprachraum angebotenen Präventionsprogramme mit angemessenem empirischem Wirksamkeitsnachweis ist sehr gering (Rössner, Bannenberg & Coester, 2002; Scheithauer, Mehren et al., 2003).

Die Beurteilung der Qualität und Güte von Präventionsprogrammen sollte somit bestimmten Voraussetzungen genügen. Nach Heinrichs und Kollegen (2002) sollten präventive Programme eine klare Definition der Ziele (z.B. Reduktion von gewalttätigem Verhalten), eine theoretische (zugrunde liegende Annahmen über Zusammenhänge von risikohöhen- Bedingungen und Problemverhalten) und empirische Fundierung (Nachweis ihrer Wirksamkeit) sowie eine gute Erreichbarkeit (Implementation) vorweisen. Der Forderung nach einheitlichen und fundierten Evaluationskriterien ist unter anderem die Sektion Politische Psychologie

im Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BDP) sowie kooperierende Wissenschaftler (vgl. Preiser & Wagner, 2003) nachgegangen. Mit Hilfe eines Kriterienkatalogs können neu entwickelte und bereits vorhandene Präventionsprogramme nach einheitlichen Maßstäben bewertet werden. Anhand einer umfangreichen Checkliste mit Fragen zu Zielklärung, Zielgruppe, theoretischen Grundlagen, Maßnahmenbeschreibung, Kompetenzen der Trainer/Innen, Evaluation und Qualitätssicherung sowie Preis-Leistungs-Verhältnis sollen Maßnahmen einheitlich und transparent begutachtet werden können. Einen ähnlichen Ansatz verfolgen beispielsweise die Autoren der „Beccaria-Standards“, ein Leitfaden für die Qualitätssicherung kriminalpräventiver Projekte (Meyer, Schindler, Bässmann, Marks & Linssen, 2005). Sukzessive soll die Qualität der Planung, Durchführung und Bewertung kriminalpräventiver Programme anhand eines umfangreichen Fragenkatalogs beurteilt und ihre Evaluierbarkeit gewährleistet werden.

Diese und ähnliche Beiträge zur Qualitätssicherung von Präventionsprogrammen haben gemein, dass die theoretische Fundierung und die empirische Nachweisbarkeit die zentralen Aspekte darstellen, nach denen Maßnahmen zur Prävention von Gewalt begutachtet und überprüft werden sollten. Diese Forderungen gehen einher mit den Prinzipien einer evidenzbasierten Prävention. Demnach müssen in der Gewaltprävention:

- risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen, die mit Gewalt in Zusammenhang stehen, korrekt identifiziert werden,
- die Reduktion von risikoe erhöhenden Bedingungen und/oder die Förderung von risikomildernden Bedingungen im Zentrum der Programme stehen, und
- die Wirksamkeit der Maßnahme durch methodisch durchdachte Evaluationsstudien bestätigt werden (vgl. Eisner et al., 2006).

5.3.1 Wirksamkeit und Effektivität

Wichtig ist an dieser Stelle, die Begriffe *Wirksamkeit* und *Effektivität* zu unterscheiden, da sie im Alltag häufig synonym verwendet werden. Die *Wirksamkeit* einer Intervention bestimmt, ob die Maßnahme an sich im Vergleich zu einer nicht behandelten Kontrollgruppe bestimmte Outcome-Variablen (z.B. gewalttätiges/aggressives/delinquentes Verhalten) verbessert (Seligman, 1995). Die *Effektivität* einer Maßnahme hingegen meint die Wirksamkeit unter annähernd oder tatsächlich realen, alltäglichen Bedingungen (Wells, 1999). Im Zentrum der Betrachtung steht somit die Bestimmung, wie genau Interventionen in der Praxis umzusetzen

sind. Effektstärken in Effektivitätsstudien fallen weit geringer aus als die in Wirksamkeitsuntersuchungen (vgl. Scheithauer & Petermann, 2006). Auch stellen Effektivitätsstudien gegenüber kontrollierten Wirksamkeitsstudien eine Ausnahme dar (ebd., 2006). Im Rahmen dieser Expertise wird daher vorwiegend auf die Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen eingegangen und nur in einzelnen Beispielen auf die Effektivität von Maßnahmen hingewiesen.

5.3.2 Bestehende Forschung zur Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen

In den USA existieren mehrere groß angelegte Forschungsgemeinschaften, die Präventionsprogramme auf ihre Wirksamkeit überprüfen und auf deren Ergebnisse in den folgenden Abschnitten genauer eingegangen wird. Zu diesen Gemeinschaften zählen vor allem:

- **Blueprints for Violence Prevention** (Center for the Study and Prevention of Violence; www.colorado.edu/cspv/blueprints): seit 1996 wurden insgesamt über 900 Gewaltpräventionsprogramme nach Evaluationskriterien beurteilt. Nur 11 der gesichteten Programme wurden als wirksame Modellprogramme identifiziert. Alle Programme haben gemein, dass sie über längere Zeiträume hinweg implementiert werden und häufig mehrere Lebensbereiche der Kinder/Jugendlichen umfassen (Individuum, Familie, Schule; vgl. Mihalic, Fagan, Irwin, Ballard, & Elliott, 2004).
- **Campbell Collaboration** (<http://www.campbellcollaboration.org/CCJG/index.asp>): eine internationale Organisation, die seit 1999 die systematische Erforschung wirksamer Präventionen im Bereich Kriminalität, Gesundheit und Erziehung unterstützt. So werden regelmäßig Forschergruppen mit der Erarbeitung von Übersichten über den Wissensstand in einzelnen Präventionsbereichen beauftragt.
- **Sherman Report**: Der 1998 vorgelegte Bericht (Sherman et al., 1998) beurteilt anhand wissenschaftlich fundierter Kriterien die Effektivität von mehr als 500 amerikanischen Präventionsprogrammen und kategorisiert diese nach wirksamen, unwirksamen und vielversprechenden Programmen. Ziel der Analyse ist die Identifikation von produktiven Bestandteilen der Programme.
- **Das Hamilton Fish Institute** (www.hamfish.org) untersucht systematisch die Wirksamkeit von Maßnahmen und Strategien zur Reduktion von antisozialen Verhalten und Gewalt.
- Eine Zusammenfassung von Präventionsmaßnahmen liefert auch die **Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention** (<http://www.dsgonline.com/>)

mpg2.5/mpg_index .htm). Die Datenbank bietet einen Überblick über mehr als 200 Programme und deren zentrale Inhalte sowie deren Wirksamkeit.

- Zusätzlich seien noch Institutionen erwähnt, die über ähnliche Ansätze die Wirksamkeit und Effektivität von Präventionsmaßnahmen untersuchen:
 - Institute of Education Science (www.ed.gov/ies)
 - Metadatenbank What Works (<http://whatworks.uwex.edu>)
 - PAVNET Programs Database (www.nal.usda.gov/pavnet/prog.html)
 - Promising Practices Network (www.promisingpractices.org)
 - SAMSHA Model Programs (www.modelprograms.samsha.gov)
 - What Works Clearinghouse (www.ies.ed.gov/ncee/wwc)
 - Prevention Science and Practice Guidelines der Guidelines Work Group (Division 17 und andere, über APA)
 - Zudem liegen verschiedene mehr oder weniger systematische Reviews zu wirksamen Interventionen bei Jugendgewalt etc. vor (z.B. Cooper, Lutembacher, & Faccia, 2000).

Die Forschung dieser Institutionen orientiert sich an hohen wissenschaftlichen Standards. So verlangen Sherman und Kollegen (2002) von in ihre Analyse einbezogenen Studien den Beleg einer nachhaltigen Wirkung der Maßnahme, die Berücksichtigung von Kontrollgruppen in den Evaluationsstudien, die Bestätigung der Wirksamkeit durch weitere (neutrale) Studien (externe Evaluation), sowie die eindeutige Offenlegung der zugrunde liegenden Mechanismen, die zu den beobachteten positiven Effekten führen. Ähnlich werden im Rahmen der Blueprints of Violence Prevention ein experimentelles Design, statistisch signifikante Ergebnisse, die Replikation der Befunde durch weitere Studien und eine nachhaltige Wirkung der Maßnahmen von mindestens einem Jahr vorausgesetzt.

In Deutschland wurde im Rahmen des Düsseldorfer Gutachtens (Rössner et al., 2002) der Versuch unternommen, internationale und nationale Wirksamkeitsforschung systematisch zu untersuchen, um eine empirisch abgesicherte Grundlage für die Umsetzung von Maßnahmen zu schaffen. Auf Basis der Ergebnisse dieser Analyse wurden Leitlinien für eine wirkungsorientierte Kriminalprävention erstellt. Als weitere deutschsprachige Initiativen sei auf folgende Quellen hingewiesen:

- Bericht des Deutschen Jugendinstituts zu Gewaltprävention in sechs Handlungsfeldern (Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention, 2007)

- PräVÜ - Portal Prävention im Überblick (www.kriminalpraevention.de)
- Infopool Kriminalitätsbekämpfung und Verkehrssicherheitsarbeit des Bundeskriminalamtes (http://www.infopool-polizeikonzepte.bka.de/index_internet.php)
- Materialien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (www.bzga.de)
- Datenbanken der Fachgruppe Gesundheitspsychologie (www.gesundheitspsychologie.net)
- Grüne Liste Prävention – CTC - Datenbank empfohlener Präventionsprogramme des Landespräventionsrates Niedersachsen (<http://www.gruene-liste-praevention.de>)

Im Folgenden werden die Ergebnisse der empirisch gesicherten Wirksamkeitsforschung zusammenfassend dargestellt.

5.4 Was ist wirksam – was nicht?

Generell zeigt eine Betrachtung der durchgeführten Programmevaluationen (Sherman-Report, Blueprints of Violence Prevention, Campbell Collaboration, Düsseldorfer Gutachten), dass in den meisten Fällen nicht allgemein anerkannten wissenschaftlichen Evaluationskriterien gefolgt wird und häufig die Überprüfung der Wirksamkeit lediglich in Form von Kurzbefragungen im Anschluss an die Trainings durch die Programmdurchführenden selbst erfolgt ist. Häufig wird eher die generelle Durchführbarkeit als die Wirksamkeit im Hinblick auf eine Gewaltreduktion/-prävention evaluiert. Selten sind langfristige, externe Evaluationen praktiziert worden, es mangelte an kontrollierten Studien und beobachtete Effekte konnten häufig nicht eindeutig der Maßnahme zugeordnet werden. Dennoch können einige wissenschaftliche Ergebnisse vorgestellt werden, die Aussagen zur Wirksamkeit von Maßnahmen machen.

5.4.1 Was erreichen personenzentrierte Maßnahmen?

Eine Metaanalyse von Effektivitätsstudien sozialer Kompetenztrainings zur Prävention antisozialen Verhaltens von Lösel und Beelmann (2003) zeigt eine weite Spannbreite von Effekten. Auch wenn mittlere Effekte von $d = .38^{10}$ (nach dem Training) und $d = .28$ (follow-up) berichtet werden, kommen die Autoren zu dem Schluss, dass nicht jedes soziale Kompetenztraining gleich wirksam ist. Positive Auswirkungen der Programme zeigen sich vor allem auf sozial-kognitiver Ebene und weniger auf der konkreten Verhaltensebene. Es werden zwar Kompetenzen erworben, doch sind diese nicht verhaltenswirksam. Des Weiteren sind die Effekte selektiver und indizierter Maßnahmen größer als die universeller Programme (vgl. ebd., 2003), auch weil sich die Effekte auf eine begrenzte Risikogruppe beziehen. Die Effekte universeller Ansätze werden hingegen auf eine größere Population bezogen, die zumeist eine Mehrzahl von Personen ohne Risikobelastung umfasst, und fallen daher geringer aus. Eine geringere Wirksamkeit universeller Präventionen lässt sich aus dem Niveau-Unterschied der Effektstärken (selektiv/indiziert vs. universell) daher nicht automatisch ableiten.

Bezüglich der Wirksamkeit kognitiv-behavioraler Präventionsprogramme bei Jugendlichen mit antisozialen Verhalten haben McCart und Kollegen (2006) eine durchschnittliche Effektstärke von $d = .35$ ermittelt. Bennett und Gibbons (2000) berichten durchschnittliche Effektstärken von $d = .23$ direkt nach der Therapie und von $d = .51$ in Nachfolgeuntersuchungen. Die Autoren betonen, dass es einen positiven Zusammenhang zwischen dem Alter der Teilnehmer und der Wirksamkeit der Therapie gibt, d.h., je älter die Kinder bzw. Jugendlichen sind, desto eher zeigt die Therapie positive Effekte. In einer aktuellen Analyse zeigen Lipsey und Kollegen (2007) dass kognitiv-verhaltenstherapeutische Maßnahmen signifikant die Rückfallrate von Straftätern reduzieren. Positive Effekte von verhaltenstherapeutischen Maßnahmen zur Therapie externalisierender Störungen ($d = .62$) werden auch von Weisz und Kollegen (1995) berichtet (für Details s. auch Scheithauer & Petermann, 2006).

¹⁰ Effektstärke d (nach Cohen, 1988): Maß für die relative Verbesserung der an einer Maßnahme teilnehmenden Probanden gegenüber einer Vergleichsgruppe oder einem früheren Zeitpunkt vor der Intervention. Werte von $d \approx .20$ deuten auf schwache Effekte, Werte um $d \approx .50$ auf moderate und Werte über $d \approx .80$ auf hohe Effekte hin. Die Interpretation von Effektstärken sollte jedoch vor dem Hintergrund bekannter Effektstärken zu ähnlichen Fragestellungen erfolgen. So stellen Effektstärken von $.30$ bei Präventionsprogrammen die Normalität dar.

5.4.2 Was erreichen familienzentrierte Maßnahmen?

Die Anzahl und Vielfalt von familienzentrierten Präventionsprogrammen ist kaum überschaubar. Vor allem im Bereich der Elterntrainingsprogramme stößt man auf eine Vielzahl von Programmen. Die meisten dieser Maßnahmen verfügen jedoch weder über eine adäquate Darstellung der theoretischen Grundlagen (Präventionstheorie) noch über empirische Absicherungen. So zeigt eine Analyse deutscher Angebote im Elternbildungsbereich, dass über 85% der Maßnahmen nicht auf ihre Wirksamkeit hin überprüft worden sind (Lösel, 2006).

Langfristige positive Effekte von Maßnahmen im amerikanischen Sprachraum, die bereits in der Schwangerschaft und im Säuglingsalter implementiert werden und das Ziel haben, langfristig beim Kind im Vergleich zu Kindern aus unbehandelten Kontrollgruppen eine verminderte Delinquenzrate zu fördern, wurden in diversen Evaluationsstudien bestätigt (Olds, Hill, Mihalic & O'Brien, 1998; Olds, 2002, 2006; Sherman et al., 1998).

Die Wirksamkeit von Elterntrainings allgemein konnte durch einige Metaanalysen aus den USA belegt werden. Serketich und Dumas (1996) berichten Effektstärken von $d = .86$ für die Wirksamkeit von Elterntrainings zur Reduktion antisozialen Verhaltens der behandelten Kinder im Vergleich zu Kontrollgruppen-Kindern. Maughan und Kollegen (2005) zeigen Effektstärken von $d = .30$ (für die Wirksamkeit von Elterntrainings im Vergleich zu Kontrollgruppen) und $d = .68$ (Vergleich vor und nach der Präventionsmaßnahme). Auch McCart et al. (2006) berichten in ihrer Metaanalyse zur Wirksamkeit von Elterntrainings im Vergleich zu kognitiv-behavioralen Therapien mittlere Effektstärken ($d = .34$ bis $.61$) der Elterntrainings vor allem bei jüngeren Kindern (6-12-jährige). In einer Analyse deutscher Elternbildungsmaßnahmen (Lösel, 2006) konnten deutliche positive Effekte für die Erziehungskompetenzen der Eltern und auch moderate positive Effekte für die sozio-emotionalen und kognitiven Outcome-Variablen der Kinder identifiziert werden. Beelmann und Bogner (2005) zeigen Effektstärken von $d = .64$ für die Wirksamkeit von Elterntrainings zur Prävention und Reduktion antisozialer Verhaltensprobleme.

Hinsichtlich der Effektivität von kognitiv-verhaltenstherapeutischen Programmen haben klinische Studien gezeigt, dass sowohl die Funktionale Familientherapie (Alexander et al., 1998) als auch die Multisystemische Familientherapie (Henggeler & Borduin, 1990) positive Effekte hinsichtlich der Reduktion von Verhaltensauffälligkeiten, Aggression und Gewalt mit sich bringen. Zusätzlich werden Maßnahmen wie restriktive und kostenintensive Unter-

bringungen und Behandlungen verhindert, die Rückfallquote reduziert und eine nachhaltige Wirkung auch fünf Jahre nach der Maßnahme erzielt (Alexander et al., 1998; Eisner et al., 2006; Henggeler et al., 1998).

5.4.3 Was erreichen Maßnahmen in Kindergarten und Schule?

Bezüglich der Wirksamkeit individuell ausgerichteter schulischer Präventionsprogramme hat eine aktuelle Metaanalyse (Wilson & Lipsey, 2007) positive Effekte schulbasierter universeller ($d = .21$), selektiver und indizierter Programme ($d = .29$) (zum größten Teil mit kognitiven Inhalten) zur Prävention aggressiven Verhaltens aufgezeigt. Positive Effekte universeller schulbasierter Maßnahmen werden von Hahn und Kollegen (2007) bestätigt. Von universellen Programmen profitierten vor allem jüngere Schüler und Kinder mit niedrigem sozioökonomischem Status (SÖS). Selektive und indizierte Programme waren effektiver bei Schülern, die ein höheres Risiko aufwiesen, aggressives Verhalten zu zeigen (Wilson & Lipsey, 2007).

Langzeiteffekte bis in das junge Erwachsenenalter hat ein schulbasiertes selektives Präventionsprogramm aus den USA aufgezeigt (Reynolds, Temple, Ou et al., 2007). Probanden, die an einer frühen Förderung allgemeiner intellektueller Fertigkeiten teilgenommen haben, weisen höhere Schulabschlüsse und weniger Straftaten auf.

In einer Metaanalyse konnten Wilson, Gottfredson und Najaka (2001) zeigen, dass Maßnahmen, die auf das Setzen von Verhaltensnormen und -regeln im schulischen Rahmen fokussieren, positive Effekte bezüglich der Reduktion delinquenten Verhaltensweisen der Schüler mit sich bringen.

5.4.4 Was erreichen Maßnahmen im sozialen Umfeld/im Freizeitbereich?

Grundsätzlich sind auf das soziale Umfeld ausgerichtete Maßnahmen schwer zu evaluieren und es besteht gerade hier großer Forschungsbedarf. Gleichzeitig besitzen jene Maßnahmen jedoch eine große Bedeutung für die Prävention von Gewalt. Sherman und Kollegen (1998) stellen in ihrem Report fest, dass es keine tatsächlich wirksamen freizeitbezogenen Programme in diesem Bereich gibt. Als vielversprechend haben sich jedoch jene Maßnahmen herauskristallisiert, die auf die Schwächung des Zusammenhalts innerhalb von Gangs zielen und so genannte Mentoren-Maßnahmen (s.o.), die auch von den Blueprints of Violence Prevention unter den Modell-Programmen aufgeführt werden.

Bezüglich der Maßnahmen, die auf eine vermehrte Polizeiarbeit fokussieren, konnte im Sherman-Report gezeigt werden, dass vor allem eine vermehrte Polizeipräsenz (besonders in sogenannten „hot spots“) und proaktive Zugriffe/Festnahmen bei schweren Wiederholungstätern wirksam ist. Programme, die auf die Verbesserung der Kontakte zwischen Bürgern und Polizei zielen, wurden als wirkungslos eingestuft (Sherman et al., 1998). Generell haben sich vor allem multimodale Maßnahmen, die unter Berücksichtigung des sozialen Umfelds Anwendung finden, als wirksam erwiesen (s. auch Eisner et al., 2006).

5.4.5 Was erreichen multimodale Maßnahmen?

Bei genauer Betrachtung der als wirksam eingestuften Maßnahmen durch wissenschaftlich fundierte Analysen (Blueprints of Violence Prevention, Sherman-Report oder Campbell Collaboration; s.o.) wird deutlich, dass vor allem multimodale Programme als Modell-Programme empfohlen werden. Isolierte Programme wie Schülerberatung, Lehrertraining und Freizeitangebote zeigen kaum Effekte, solange sie nicht Bestandteil umfassenderer multimodaler Programme sind (Sherman et al., 1998). Soziale Kompetenztrainings und Elterntrainings zeigen zwar auch isoliert positive Effekte, doch fallen diese weitaus größer aus, wenn beide Maßnahmen kombiniert werden (Lösel et al., 2006).

5.4.6 Weitere Aspekte der Wirksamkeit

Webster-Stratton und Taylor (2001) zeigen, dass sich vor allem jene Programme als wirksam erweisen, die früh und über einen längeren Zeitraum auf die Förderung von kognitiven, affektiven **und** Verhaltenskompetenzen und nicht nur auf die Reduktion von risikoerhöhenden Bedingungen abzielen. Gerade das Herausarbeiten der Stärken von Kindern, Eltern und Lehrern wirkt sich auf Dauer präventiv auf die Entstehung von Gewalt aus. Kognitiv-behaviorale, multimodale, hochstrukturierte Programme und eine Orientierung an risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen zeigen beste Ergebnisse (Beelmann, 2006; vgl. Beelmann, 2009).

Die Berücksichtigung der jeweiligen Entwicklungsphase der Kinder/Jugendlichen und der damit verbundenen Entwicklungsaufgaben (s. auch Scheithauer, Mehren et al., 2003) ist von zentraler Bedeutung. Bei der Prävention von Gewalt bewährt sich vor allem die Berücksichtigung identifizierter risikoerhöhender und -mildernder Bedingungen hinsichtlich ihres Einflusses in den verschiedenen Entwicklungsphasen. So hat z.B. der Vergleich von Effektstärken von Elterntrainings und denen von kognitiv-verhaltenstherapeutischen Verfahren

(McCart et al., 2006) gezeigt, dass Kinder im Alter von 6-12 Jahren eher von Elterntrainings, Jugendliche hingegen von kognitiv-verhaltenstherapeutischen Verfahren profitieren. Auch Beelmann und Bogner (2005) zeigen, dass Elterntrainings vor allem bei Kindern im Alter bis zu 10 Jahren signifikante positive Effekte mit sich bringen, während bei älteren Kindern die Effekte keine Signifikanz erreichen. Entwicklungspsychologisch ist diese Beobachtung einfach zu erklären: Die Jüngeren verfügen häufig noch nicht über die kognitive Reife, um von entsprechenden Programmen profitieren zu können. Zusätzlich orientieren sie sich noch eher an ihren Eltern, während Ältere sich bereits mehr an Peers orientieren und über eine ausgeprägte kognitive Reife verfügen.

Underwood und Coie (2004) haben bezüglich der Wirksamkeit geschlechterspezifischer Maßnahmen betont, dass Maßnahmen im Vorschul- und Grundschulalter oftmals für Jungen und für Mädchen genauso wirksam sind. Erst im Jugendalter zeigen Maßnahmen, die geschlechterspezifische Aspekte von aggressiv-dissozialem Verhalten berücksichtigen, eine größere Wirksamkeit (Ittel et al., 2008).

Die Wirksamkeit früh ansetzender Präventionsmaßnahmen betonen Tremblay, LeMarquand und Vitaro (1999). Maßnahmen, die sich auf die Verhaltensentwicklung von Kindern beziehen und ab dem 2. Lebensjahr beginnen – ein Zeitraum, der durch den Höhepunkt im Auftreten aggressiven Verhaltens und durch Wutausbrüche (so genannte *Temper Tantrums*) gekennzeichnet ist – haben sich als besonders wirksam erwiesen. Legen die Kinder im Verlauf des folgenden Jahres ein aggressives Verhalten nicht wieder ab, so deutet dies auf ein erhöhtes Risiko für Verhaltensstörungen hin. Ohne Präventionsmaßnahmen erhöht sich das Risiko für eine Kumulation oder für Wechselwirkungen von risikoerhöhenden Bedingungen und damit für einen anhaltend negativen Entwicklungsverlauf. Somit stellt die Zeitspanne vom Kindergarten an bis in die ersten Schuljahre hinein eine besonders günstige Zeitspanne dar, Verhaltensstörungen effektiv vorzubeugen. Werden risikoerhöhende Bedingungen rechtzeitig erkannt und entsprechende Maßnahmen eingeleitet, so kann ein frühzeitiges Problemverhalten abgelegt und eine angepasste Entwicklung eingeschlagen werden (Conduct Problems Prevention Research Group, 2002).

Die Notwendigkeit früh einsetzender Maßnahmen kann auch anhand des Entwicklungsmodells von Webster-Stratton und Taylor (2001; s. Abbildung 4.2) betont werden. Ähnliche familiäre, individuelle und umweltbezogene risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen können in der Folge mit unterschiedlichen Problemverhaltensweisen wie Delinquenz, Gewalt und

Substanzmissbrauch assoziiert sein. Zusätzlich gelten früh einsetzende Verhaltensstörungen als Risikobedingungen für unterschiedliche Problemverhaltensweisen im weiteren Entwicklungsverlauf. Anhand dieser Befunde wird deutlich, dass eine universelle Prävention und die Anwendung selektiver Maßnahmen im frühen Kindesalter eine grundsätzliche unspezifische Gesamtwirkung haben können. Dies bezieht sich dann zum einen auf die Gewaltprävention, aber auch auf die Prävention anderer Fehlentwicklungen.

Gezielte Präventionsprogramme (selektiv und indiziert) erzielen eine größere Wirksamkeit als universelle Programme (Beelmann, 2006; 2009; Limbos, Chan, Warf et al., 2007; Lösel, 2006). Dies ist nicht überraschend, sondern verdeutlicht vielmehr das größte Problem universeller Maßnahmen: viele der Nicht-Risiko-Kinder und -Jugendlichen hätten sich auch ohne Maßnahme positiv entwickelt. Es ist von großer Bedeutung, dass vor allem Risikogruppen oder bereits auffällige Kinder und Jugendliche von selektiven/indizierten Maßnahmen profitieren (was natürlich auch Ziel der Maßnahme ist). So haben z.B. Lipsey und Kollegen (2007) gezeigt, dass vor allem jene Straftäter von kognitiv-verhaltenstherapeutischen Maßnahmen profitieren, die ein hohes Rückfallrisiko aufweisen. Die Ergebnisse sprechen für individuell ausgerichtete, maßgeschneiderte Maßnahmen, die den jeweiligen Entwicklungsstand und individuelle risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen berücksichtigen.

Auch die Qualität der Umsetzung von Programmen hat positive Auswirkungen auf deren Effektivität (Eisner, 2007). Lipsey und Kollegen (2007) haben darauf hingewiesen, dass vor allem jene kognitiv-verhaltenstherapeutischen, indizierten Therapieprogramme effektiv sind, die eine qualitativ hohe Implementierung aufweisen. In einer Metaanalyse zur Wirksamkeit schulbasierter Präventionsprogramme zeigen diejenigen Programme höhere positive Effekte bezüglich der Reduktion von Gewalt, die weniger Implementierungsprobleme aufweisen (Derzon, Wilson & Cunningham, 1999). Durlak (1997) weist darauf hin, dass von über 1200 Veröffentlichungen zu Präventionsprogrammen nur 5% Angaben zur Implementierung machen. Domitrovich und Greenberg (2000) haben gezeigt, dass von 34 wirksamen Präventionsprogrammen nur bei 21% der Fälle die Qualität der Implementierung der Maßnahmen in Beziehung gesetzt wurde zu ihrer Wirksamkeit. Jene wissenschaftlichen Beiträge, die sich mit der Wirksamkeit von Maßnahmen in Abhängigkeit von ihrer Implementierung befassen, weisen signifikante Zusammenhänge auf.

Nicht zuletzt sollen unbeabsichtigte negative Effekte von Präventionsmaßnahmen angeführt werden. Petrosino, Turpin-Petrosino und Buehler (2003) haben die Effekte von Maßnahmen

überprüft, die durch Besuche in Gefängnissen einen abschreckenden Effekt bei bereits delinquenten Kindern und Jugendlichen oder Hoch-Risiko-Gruppen bewirken wollen. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass jene Maßnahmen eher negative Effekte, also eine Steigerung delinquenter Verhaltensweisen mit sich bringen. Scheithauer und Hayer (2008) weisen darauf hin, dass z.B. die Förderung kognitiver und sozialer Perspektivenübernahme in Präventionsmaßnahmen ohne Förderung der Empathie dazu führen kann, dass aggressives Verhalten im weiteren Verlauf lediglich in „sozial akzeptierter“ Form, beispielsweise indirekt (relationale Aggression), geäußert wird oder über die verbesserten sozialen Fertigkeiten sogar die Möglichkeiten, Dritte zu schädigen, „verbessert“ werden.

5.5 Fazit

Die Ergebnisse von Wirksamkeitsstudien, Metaanalysen und Effektivitätskontrollen haben ergeben, dass einige Aspekte maßgeblich zur Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen zu Verhinderung und Reduktion von Gewalt beitragen:

- **Systematische Herangehensweise** bei der Gestaltung von Präventionsmaßnahmen, d.h. die durchzuführenden Maßnahmen sollten theoretisch und empirisch begründet sein:
 - **Theoretische Fundierung** der Maßnahme: Orientierung an bewährten entwicklungspsychologischen Modellen zu risikoe erhöhenden und -mildernden Bedingungen von Gewalt.
 - **Empirische Begründung** der Maßnahme: Nachweis der Wirksamkeit.
- Die Berücksichtigung des Einflusses von wichtigen **Entwicklungsaufgaben** und **Entwicklungsübergängen**.
- Die Berücksichtigung der **Anzahl, Intensität und Dauer der risikoe erhöhenden Bedingungen** und ihrer **Wechselwirkung**.
- Die Berücksichtigung **des Alters und der psychosozialen Entwicklung des Kindes**.
- Die Berücksichtigung **individueller Bedingungen**. So unterschiedlich die Entwicklungspfade sind, so unterschiedlich müssen Maßnahmen sein.
- Die Berücksichtigung **multipler Risikokomponenten** in Form multimodaler Maßnahmen (Individuum, Familie, Schule, soziales Umfeld).
- Die **Betonung der risikomildernden Bedingungen** von Kindern und Jugendlichen, deren Eltern und dem sozialen Umfeld.
- Die Fokussierung auf **mehrere Komponenten** (multimethodale Prävention) wie kognitive, behaviorale und affektive Aspekte.

- Die Ausführung der Maßnahmen über **längere Zeiträume**.
- Die **Ergänzung** universeller Maßnahmen **durch selektive/indizierte Maßnahmen**: Vor allem bei Kindern mit Entwicklung im Sinne des „Kindheits-Pfades“ sollte die Entwicklung präventiv – durch mehrere aufeinander aufbauende Maßnahmen – begleitet werden.

Die isolierte Beseitigung von Risiken zeigt kaum eine langfristige Wirkung bezüglich der Reduktion von Gewalt. Vielmehr müssen Probleme in der Interaktion zwischen Kindmerkmalen und Situationen in der Familie, den Peer-Gruppen, der Schule und der Gemeinde betrachtet und demnach auch multimodal angegangen werden. Diese Kriterien lassen sich zusammenfassend auch über die von Bond und Hauf (2004) auf wissenschaftlich fundierter Basis identifizierten 10 Aspekte wirksamer Prävention darstellen:

1. Die Maßnahme basiert auf wissenschaftlich fundierter Theorie und Praxis bezüglich des Inhaltes, der Struktur und der Implementierung.
2. Absicht und Ziel der Maßnahme sind spezifiziert und definiert.
3. Die Maßnahme berücksichtigt multiple Ursachen (Systeme) und Entwicklungswege (Ebenen).
4. Intensität, Dauer und eventuelle Wiederholung/Verstärkung der Maßnahme zum Follow-Up müssen in Abhängigkeit von Anzahl und Schwere der risikoe erhöhenden und -mildernden Bedingungen bestimmt werden.
5. Es werden sowohl risikoe erhöhende Bedingungen als auch Ressourcen, Stärken, Kompetenzen und protektive Faktoren, d.h. risikomildernde Bedingungen, berücksichtigt.
6. Die Maßnahme ist auf die jeweilige Zielgruppe ausgerichtet, d.h. maßgeschneidert hinsichtlich der strukturellen und kulturellen Charakteristika und Besonderheiten der Zielgruppe. Auch Variationen innerhalb der Zielpopulation müssen berücksichtigt werden.
7. Bei der Konzipierung des Designs werden eine qualitativ hochwertige Kontrolle und Evaluation der Maßnahme berücksichtigt.
8. Die Maßnahme wird so gestaltet, dass sie im besten Fall in andere Kontexte/bezüglich anderer Zielgruppen transferierbar und übersetzbar ist (Flexibilität und Anpassungsfähigkeit).
9. Der Bedarf an finanziellen, personalen und zeitlichen Ressourcen wird analysiert und im Voraus bei der Planung berücksichtigt. Politische und soziale Kooperationsmöglichkeiten werden bedacht.

10. Die Programme besitzen eine sozial-politische Sensitivität, d.h. der sozial-politische Kontext, in welchem die Maßnahme umgesetzt werden soll, wird berücksichtigt.

Welche Implikationen diese Befunde für die Konzeption und Implementierung sowie für die Überprüfung von Maßnahmen zur Reduktion interpersonaler Gewalt haben, wird in Kapitel 6 erläutert.

6 Abschließende Empfehlungen

Im Rahmen der vorliegenden Expertise wurde ein Überblick über die Verbreitung von Gewalt von Kindern und Jugendlichen in Deutschland gegeben. Es ist deutlich geworden, dass Jugendliche nach wie vor in diversen Gewaltstatistiken in einem für ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung überrepräsentierten Maße auftauchen. Auch wenn Gewalt im Jugendalter in den meisten Fällen eine vorübergehende Erscheinung darstellt, muss dennoch davon ausgegangen werden, dass eine früh einsetzende und andauernde Gewalttätigkeit zu einer langjährigen, anhaltenden Gewaltkarriere führen kann. Aber auch spät einsetzendes gewalttätiges Verhalten kann noch im Erwachsenenalter mit erhöhtem antisozialem und delinquentem Verhalten verbunden sein (vgl. Moffitt, Caspi, Harrington & Milne, 2002). Des Weiteren konnten für die Entwicklung von Gewalt zentrale risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen herausgearbeitet werden. Hierbei ist vor allem ersichtlich geworden, dass nicht einzelne Bedingungen für die Entstehung von Gewalt verantwortlich gemacht werden können, sondern dass vielmehr eine Kumulation von Risiken zu einer erhöhten Wahrscheinlichkeit der Entwicklung von gewalttätigem Verhalten führt. Ein dynamisches Modell der Interaktion von multiplen, altersabhängigen risikoerhöhenden und -mildernden Bedingungen muss bei der Entstehung von Gewalt berücksichtigt werden. Abschließend konnten außerdem wirksame Bestandteile von Maßnahmen zur Verhinderung und Reduktion von gewalttätigem Verhalten identifiziert werden. Vor allem multimodale und multimethodale Maßnahmen, die über längere Zeiträume durchgeführt werden und verschiedene risikoerhöhende und risikomildernde Bedingungen sowie Aspekte der alterstypischen Entwicklung der jeweiligen Zielgruppe berücksichtigen, weisen eine hohe Wirksamkeit auf. Im Folgenden werden allgemeine Empfehlungen zur Planung, Implementierung und Evaluation von Maßnahmen gegeben sowie anhand der in den vorangegangenen Kapiteln dargestellten Befunde die Gelingensbedingungen einer entwicklungsorientierten Gewaltprävention zusammenfassend dargestellt.

6.1 Planung, Implementierung und Evaluation von Präventionsmaßnahmen

Die folgenden Empfehlungen orientieren sich unter anderem an den Qualitätskriterien für Präventions- und Interventionsprogramme von Meyer und Kollegen (2005) sowie Preiser und Wagner (2003).

6.1.1 Planung

Eine genaue Betrachtung der Präventionsbemühungen zur Verhinderung und/oder Reduktion von Gewalt in Deutschland zeigt zum einen, dass zwar einzelne, auch in dieser Expertise identifizierte risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen berücksichtigt werden, häufig jedoch eine tatsächliche theoretische Fundierung der jeweiligen Maßnahme (z.B. i.S. einer zugrunde liegenden Präventionstheorie) fehlt. Eine der zentralen Voraussetzungen für die Entwicklung einer Maßnahme sollte die Bezugnahme auf theoretisch fundierte und empirisch nachgewiesene Bedingungen von Gewalt sein, auch unter Berücksichtigung der finanziellen und personalen Ressourcen, die in eine Maßnahme investiert werden.

Zusätzlich muss im Vorfeld die Zielgruppe spezifiziert worden sein. Individuelle, der jeweiligen Population eigene risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen, deren Anzahl, Intensität und Dauer sowie ihre Wechselwirkung müssen identifiziert, eventuelle Besonderheiten betont und auf eventuelle interindividuelle Unterschiede in der physischen, psychischen und auch sozialen Entwicklung geachtet werden. Während z.B. einige Kinder bereits früh bestimmte sozial-kognitive Fertigkeiten entwickelt haben, entwickeln andere Kinder/Jugendliche sie weitaus später.

Im Sinne eines entwicklungsorientierten Gewaltpräventionsansatzes (Scheithauer, Mehren et al., 2003) müssen vor allem Aspekte der psychosozialen Entwicklung der Zielgruppe berücksichtigt werden. Wie in Kapitel 4 deutlich wurde, spielen unterschiedliche risikoe erhöhende Bedingungen in unterschiedlichen Altersstufen eine mehr oder weniger wichtige Rolle (s. Abbildung 4.3). Erst **nachdem** die Eigenschaften der Zielgruppe identifiziert worden sind, kann auf passende theoretisch und empirisch abgesicherte Methoden zurückgegriffen werden. Zusätzlich weisen bisherige Präventionsmaßnahmen oftmals den Mangel auf, dass keine spezifische Orientierung an den jeweiligen Entwicklungsbedingungen von Kindern und Jugendlichen vorgenommen wird. Die theoretische Basis einer Maßnahme bezieht sich nicht nur auf das Wissen über risikoe erhöhende und -mildernde Bedingungen. Es müssen zusätzlich auch grundlegende entwicklungswissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigt werden (s. Kapitel 5). Nur auf Basis dieser Kenntnisse können die tatsächlichen Ziele einer Maßnahme bestimmt und hinsichtlich der Wirkung der Maßnahme eine Überprüfung durchgeführt werden.

6.1.2 Implementierung

In Kapitel 5 ist deutlich geworden, dass auch die Art und Weise, in der Präventionsmaßnahmen implementiert werden, einen erheblichen Anteil an deren Wirksamkeit hat. So werden in der Implementierung der konkreten Maßnahmen oftmals die Form und die Länge der Maßnahme variiert und die Maßnahmen somit anders durchgeführt als ursprünglich gedacht. Dies kann letztlich mit unterschiedlichen Wirkungen einhergehen (*treatment integrity* und *treatment fidelity*). Dennoch werden in Publikationen nach wie vor kaum Angaben zur Implementierung von Programmen gemacht. Die Umsetzung einer Maßnahme muss bereits im Vorfeld genau geplant werden. Sowohl die konkreten Inhalte und Methoden, angewandte Techniken und einzelne Komponenten, als auch die Rahmenbedingungen und die Mittel zur Gewährleistung der Akzeptanz einer Maßnahme müssen bestimmt werden. Auch diese sollten auf bewährten theoretischen und empirischen Kenntnissen beruhen. Ein weiterer wichtiger Aspekt im Rahmen der Implementierung ist die Kompetenz der Durchführenden. Eine hohe Kompetenz der Trainer/innen trägt auch zu einer höheren Wahrscheinlichkeit der Wirksamkeit einer Maßnahme bei. Dies kann durch eine angemessene Ausbildung, Instruktion und Supervision der jeweiligen Trainer/innen erfolgen. Ebenso gewährleistet eine Manualisierung der Maßnahmen eine höhere Übertragungsqualität (Scheithauer & Petermann, 2006).

Weiterhin lässt sich feststellen, dass eine nachhaltige Gewaltprävention durch aufeinander abgestimmte Maßnahmen und Programme über den Entwicklungsverlauf hinweg realisiert werden sollte. Gewaltpräventionsmaßnahmen werden aber häufig unsystematisch „nebeneinander her“ oder ohne Bezug zueinander nacheinander durchgeführt, ohne also die jeweiligen Inhalte und Ansatzpunkte der jeweils anderen Programme zu berücksichtigen. Eine gemeinsame Grundlage und theoretische Fundierung von Präventionsmaßnahmen und damit aufeinander abgestimmtes Vorgehen im Sinne eines entwicklungsorientierten Ansatzes ist bisher nicht realisiert worden. Einer der zentralen Punkte stellt somit die aufeinander abgestimmte und aufeinander aufbauende Vorgehensweise in der Implementierung von Gewaltpräventionsmaßnahmen über den Entwicklungsverlauf von Kindern und Jugendlichen dar. Dies betrifft auch die Ergänzung universeller Maßnahmen durch selektive/indizierte Maßnahmen für die jeweiligen Risikogruppen oder bereits auffällige Kinder und Jugendliche.

6.1.3 Wirksamkeitsüberprüfung

Die meisten Programme bleiben den Nachweis ihrer Wirksamkeit schuldig. In den seltensten Fällen wird nach wissenschaftlich abgesicherten Prinzipien der Evaluation und Wirksamkeitsüberprüfung vorgegangen. Selbst wenn für einzelne Programme Wirksamkeitsnachweise vorliegen, wird damit häufig bei näherer Betrachtung nur durch eine Selbstevaluation die Durchführbarkeit eines Programms belegt, jedoch in den seltensten Fällen tatsächliche Wirksamkeitsnachweise im Rahmen randomisierter Interventions-Kontrollgruppen-Designs (Prä-Post-Follow-up), bestenfalls in Form von Fremdevaluationen, erbracht. Teilweise wird davon ausgegangen, dass „Irgendetwas-Machen“ immer noch besser sei als gar keine Maßnahme, da es „schon helfen wird“. Dabei wird vernachlässigt, dass Präventionsmaßnahmen auch iatrogene Effekte haben können, das heißt, schlimmstenfalls nicht Gewalt vorbeugen bzw. Kompetenzen fördern, sondern sogar zu einem Anstieg von Gewalt führen können. Eine Evaluation hinsichtlich der geplanten (positiven) Effekte darf demnach nicht fehlen. Dies gilt auch für Programme, die aus einem anderen Sprachraum auf Deutschland übertragen werden, ohne erneute Evaluation der übertragenen Maßnahme. Auch wenn für die „Originalmaßnahme“ positive Evaluationsergebnisse erbracht wurden, steht immer noch in Frage, ob ein adaptiertes Programm im hiesigen Sprach- und Kulturraum dieselben Wirkungen erzielen wird.

Die Evaluation eines Programms sollte im günstigsten Fall durch eine neutrale, externe Instanz erfolgen. Für die Bewertung der Wirksamkeit sollten sowohl die Effekte direkt im Anschluss an eine Maßnahme als auch in Form einer Nachbefragung einige Zeit nach Abschluss der Maßnahme (Follow-Up) geprüft werden. Eine langfristige Evaluation von Maßnahmen ist vor allem dann wichtig, wenn berücksichtigt wird, dass die Wirkung früher Förderungen auch erst zu späteren Zeitpunkten offensichtlich werden kann. Dieser Zeitpunkt tritt dann ein, wenn neue Anforderungssituationen auftreten (z.B. Einschulung), in der die erlernten/geförderten Kompetenzen benötigt werden. Man spricht hier auch von einem sogenannten *sleeping effect* (vgl. Conduct Problems Prevention Research Group, 2002; Tremblay & Craig, 1995). Die Überprüfung der Effekte sollte über die Vergleiche der Teilnehmer vor und nach der Maßnahme aber auch durch eine Kontrollgruppe (bzw. Wartekontrollgruppe) stattfinden.

Neben diesen grundsätzlichen, auch durch diese vorliegende Expertise bestätigten Prinzipien der Qualitätssicherung von Präventionsmaßnahmen, soll noch auf einige zusätz-

liche, gewaltspezifische Aspekte eingegangen werden, die einen Beitrag zum Gelingen von Maßnahmen leisten können.

6.2 Aspekte einer entwicklungsorientierten Gewaltprävention

In Kapitel 4 ist vor allem deutlich geworden, dass sich gewalttätiges Verhalten nicht auf einzelne risikoe erhöhende Bedingungen zurückführen lässt. Präventionen sollten sich daher stets in verschiedenen Handlungsfeldern auf die Reduktion mehrerer risikoe erhöhender Bedingungen und die Förderung mehrerer risikomildernder Bedingungen richten. Man kann davon ausgehen, dass eine Maßnahme umso wirksamer ist, je früher sie in der Entwicklung eines Kindes ansetzt. Eine frühe Förderung der sozialen und emotionalen Kompetenzen sowie sozial-kognitiver Problemlösefertigkeiten durch präventive Maßnahmen kann der Entwicklung von Gewalt in der weiteren Entwicklung von Kindern und Jugendlichen bewiesenermaßen entgegen wirken. Zusätzlich zu dieser allgemeinen Förderung von risikomildernden Bedingungen bedarf es einer selektiven Prävention für Risikogruppen und natürlich einer indizierten Prävention bei bereits auffälligen/gewalttätigen Kindern und Jugendlichen.

6.2.1 Aspekte der Prävention bezüglich der Variablen Individuum, Familie, Schule und soziales Umfeld

Auf individueller Ebene haben sich vor allem jene Maßnahmen bewährt, die auf die Förderung sozial-kognitiver und emotionaler Kompetenzen (universell) bzw. die Reduktion von Defiziten in der Emotionsregulierung und in der sozial-kognitiven Informationsverarbeitung zielen (selektiv/indiziert). Bezüglich der familienbezogenen Maßnahmen zeigen Elterntrainings, die die allgemeine elterliche Erziehungskompetenz fördern (universell) bzw. funktionale (Kommunikations-) Defizite innerhalb der Familie bearbeiten (selektiv/indiziert) hohe Effekte bezüglich der Reduktion von Gewalt. Leider sind häufig jedoch gerade jene Familien, die viele, kumulierende risikoe erhöhende Bedingungen aufweisen, schwer zu erreichen bzw. zu motivieren, an Elterntrainings teilzunehmen. Es bietet sich daher an, Präventionsmaßnahmen auf universeller Ebene, beispielsweise über Institutionen wie Kindergarten oder Schule, früh einzusetzen, da auf diesem Weg alle Kinder und deren Eltern (bzw. auch die Kinder der Eltern, die selbst nur schwer zu motivieren sind) erreicht werden können. Im Rahmen schulischer (institutioneller) Präventionsmaßnahmen haben sich besonders die Schaffung eines positiven, gewaltfreien Schulklimas, das Aufstellen von verbindlichen Verhaltensregeln und deren Einhaltung sowie die Förderung von Kompetenzen bewährt (z.B. Scheithauer & Bull, 2008).

6.2.2 Altersspezifische Aspekte

Es konnte außerdem gezeigt werden, dass über den Entwicklungsverlauf von Kindern und Jugendlichen unterschiedliche risikoerhöhende Bedingungen von Bedeutung sind. Daher sind Präventionsziele für unterschiedliche Altersstufen notwendig. Klein- und Grundschulkindern profitieren in höherem Maße von Maßnahmen, die auf die Stärkung elterlicher Kompetenzen und eine liebevolle elterliche Erziehung fokussieren. Jugendliche hingegen orientieren sich an Gleichaltrigen und profitieren eher von Maßnahmen, die sich an die eigenen Kompetenzen und Defizite richten. Eine entwicklungsorientierte Gewaltprävention sollte individuelle, altersspezifische risikoerhöhende Bedingungen berücksichtigen und darauf setzen, diese zu reduzieren bzw. risikomildernde Bedingungen zu fördern. Kinder und Jugendliche sollten außerdem darin unterstützt werden, die für sie in ihrer Altersgruppe jeweils relevanten Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Moffitt und Kollegen (2002; vgl. Kapitel 4) haben gezeigt, dass Jugendliche, die ein temporäres, auf die Adoleszenz beschränktes gewalttätiges bzw. aggressives Verhalten zeigen, dennoch eine Vielzahl von Fehlanpassungen im Erwachsenenalter aufweisen können. Aufgrund dieser Befunde ist es besonders wichtig, **alle** Jugendlichen, die gewalttätig sind, respektive ein erhöhtes Risiko für gewalttätiges Verhalten aufweisen, mit spezifischen Maßnahmen bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben zu unterstützen. Es darf nicht fälschlicherweise davon ausgegangen werden, dass Gewalt im Jugendalter bei vielen Jugendlichen ja schließlich eine vorübergehende Erscheinung ohne Folgen ist und daher keiner Maßnahme bedarf.

6.2.3 Geschlechterspezifische Aspekte

Maßnahmen, die sich speziell an Mädchen oder weibliche Jugendliche richten, sollten sich an geschlechterspezifischen Voraussetzungen orientieren und nicht lediglich aus dem Bereich der Gewaltprävention mit Jungen oder männlichen Jugendlichen übertragen werden.

Wenn auch viele risikoerhöhende und -mildernde Bedingungen für beide Geschlechter gelten, konnte zusätzlich gezeigt werden, dass bei Mädchen vor allem ein Zusammenhang zwischen gewalttätigem Verhalten und früheren Gewalt- und Missbrauchserfahrungen besteht. Scheithauer und Petermann (2004) betonen die Notwendigkeit differenzierender Maßnahmen, da in der Entwicklung aggressiven Verhaltens bei weiblichen Jugendlichen häufig individuelle und familiäre Faktoren ausschlaggebend sind, während bei männlichen Jugendlichen eher die Beziehungen zu Peers eine Rolle spielen. Maßnahmen, die sich an Mädchen richten,

sollten (z.B. Antonishak, Dickon Reppucci & Fried Mulford, 2004; Molnar, Browne, Cerda & Buka, 2005; Underwood & Coie, 2004; Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention [OJJDP], 1998; s. auch Ittel et al., 2008):

- die psychosozialen Belastungen von Mädchen berücksichtigen,
- auf eine Stärkung des Selbstwertgefühls und eines positiven Körperbildes fokussieren,
- familiäre Bedingungen berücksichtigen, vor allem eine positive Mutter-Tochter-Beziehung fördern,
- positive soziale Beziehungen und soziale Einbindung fördern,
- Mädchen im Jugendalter daran hindern, sich mit gewalttätigen/devianten männlichen Jugendlichen einzulassen,
- die Gefahr von Frühschwangerschaften berücksichtigen.

Letztendlich wird auch hier erkennbar, dass Gewaltpräventionsmaßnahmen die **Eigenschaften der Zielgruppe**, ihre Besonderheiten und Charakteristika bei der Erstellung und Implementierung berücksichtigen müssen (*Maßschneiderung*). Je nach individueller Situation der betroffenen Mädchen und der Altersstufe, müssen unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte gewählt werden.

6.2.4 Spezifische Formen der Gewalt/Aggression

Ein weiterer Aspekt bei der Prävention von Gewalt ist die Ausrichtung von Maßnahmen auf spezifische Formen der Gewalt bzw. Aggression. So weisen einige Autoren (z.B. Geiger, Zimmer-Gembeck & Crick, 2004; Underwood & Coie, 2004) darauf hin, dass in der Prävention von relationaler Aggression spezifische Komponenten bei der Anwendung von Maßnahmen bedacht werden sollten (s. auch Ittel et al., 2008). Der besondere Fokus sollte auf der Vermittlung sozialer Fertigkeiten liegen, auf der Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls bei Mädchen, der Förderung strukturierter, sozialer Aktivitäten (z.B. Schulaktivitäten, Sportvereine usw.), der Vermittlung von Fähigkeiten, mit Wettbewerb und Konkurrenz adäquat umzugehen. Es sollte darauf geachtet werden, dass Lehrer die Re-Integration von zurückgewiesenen Mädchen in die Klassengemeinschaft unterstützen. In diesem Sinne wären auch generelle Maßnahmen zur Steigerung eines positiven Klassenklimas denkbar. Wie auch bei geschlechterspezifischen Maßnahmen geht es um die Maßschneiderung von Maßnahmen. In diesem Fall muss eben auch die **Form der Gewalt/Aggression** berücksichtigt werden.

6.2.5 Spezifische Maßnahmen für Personen mit Migrationshintergrund?

Die Schwierigkeit der spezifischen, auf Migrantenfamilien ausgerichteten Maßnahmen liegt in der Erreichbarkeit dieser Gruppe unter Berücksichtigung sprachlicher, kultureller und sozioökonomischer Aspekte (Eisner et al., 2006). Bestehende, effektive Maßnahmen sollten demnach auf die Bedürfnisse und Lebensgrundlagen von Kindern/Jugendlichen mit Migrationshintergrund angepasst und diesbezüglich modifiziert werden (s. auch Bannenberg, 2003). Vielfach wurde betont, dass die risikoerhöhenden Bedingungen sich bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund nicht unbedingt anders gestalten als bei deutschen Kindern und Jugendlichen. Konkrete Gewaltpräventionsmaßnahmen unter Berücksichtigung des Migrations-/Ausländerstatus sollten daher nicht unbedingt auf die Reduktion anderer risikoerhöhender Bedingungen und die Förderung anderer risikomildernder Bedingungen zielen als die bereits bekannten. Uslucan (2007) weist darauf hin, dass vor allem auf die Förderung der Stärken von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund fokussiert werden sollte.

6.3 Fazit

Zusammenfassend ist zu betonen, dass eine gesamtgesellschaftliche Form der Gewaltprävention im Idealfall bereits durch universelle Maßnahmen in der Schwangerschaft bzw. in der frühen Kindheit (Kindergarten, Vorschule) beginnen sollte. Universelle Maßnahmen, die auf die Förderung emotionaler und sozialer Kompetenzen zielen, können positive Effekte bei allen Teilnehmern mit sich bringen. Für Kinder, die ein konkretes Risiko aufweisen, später gewalttätiges Verhalten zu entwickeln, haben wirksame Maßnahmen einen gewaltpräventiven Effekt. Zusätzlich können universelle Maßnahmen im Sinne einer unspezifischen Gesamtwirkung der Prävention diverser anderer Fehlentwicklungen (z.B. Sucht, Depression) zugeordnet werden. **Und** letztlich profitieren auch Kinder, die keinerlei Risiko aufweisen und die ohne eine derartige Maßnahme kein gewalttätiges Verhalten oder andere Fehlentwicklungen entwickeln würden, im Sinne einer allgemeinen Kompetenzförderung von einem solchen Angebot (vgl. Abbildung 5.1). Des Weiteren sei darauf hingewiesen, dass durch die Implementierung von universellen Maßnahmen ein Stigmatisierungseffekt einer potenziell gewalttätigen Subgruppe entfällt. Jene universellen Maßnahmen sollten im weiteren Entwicklungsverlauf durch eine selektive Prävention für Risikogruppen und selbstverständlich durch indizierte Maßnahmen bei bereits gewalttätigen Kindern und Jugendlichen ergänzt werden. Dies betrifft **alle** aggressiven und gewalttätigen Kinder bzw. Jugendlichen und nicht nur

jene, die eine höhere Wahrscheinlichkeit für eine persistente Entwicklung von gewalttätigem Verhalten aufweisen. Nur durch aufeinander aufbauende, langjährige, die Entwicklung von Kindern/Jugendlichen berücksichtigende und begleitende Prävention und Entwicklungsförderung kann eine nachhaltige Reduktion bzw. Verhinderung von Gewalt erzielt werden.

7 Literaturverzeichnis

- Akhtar, N. & Bradley, E.J. (1991). Social information processing deficits of aggressive children: Present findings and implications for social skills training. *Clinical Psychology Review*, 11(5), 621-644.
- Alexander, J.B., Barton, C., Gordon, D., Grotper, J., Hansson, K., Harrison, R., Mears, S., et al. (1998). *Functional Family Therapy: Blueprints for Violence Prevention, Book Three. Blueprints for Violence Prevention Series* (D.S. Elliott, Series Editor). Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence, Institute of Behavioral Science, University of Colorado.
- Amodei, N. & Scott, A.A. (2002). Psychologists contribution to the prevention of youth violence. *The Social Science Journal*, 39(4), 511-526.
- Anderson, C.A. (2004). An update on the effects of playing violent video games. *Journal of Adolescence*, 27(1), 113-22.
- Anderson, C.A. & Bushman, B.J. (2001). Effects of violent video games on aggressive behavior, aggressive cognition, aggressive affect, physiological arousal, and prosocial behavior: a metaanalytic review of the scientific literature. *Psychological science*, 12(5), 353-359.
- Anderson, C.A., Carnagey, N.L., Flanagan, M., Benjamin, J., Eubanks, J. & Valentine, J.C. (2004). Violent Video Games: Specific Effects of Violent Content on Aggressive Thoughts and Behavior. *Advances in Experimental Social Psychology. Advances in experimental social psychology*, 36, 199-249.
- Antonishak, J., Dickon Reppucci, N. & Fried Mulford, C. (2004). Girls in the justice system. Treatment and intervention. In M. M. Moretti, C. L. Odgers & M. A. Jackson (Eds.), *Girls and aggression. Contributing factors and intervention principles* (pp. 165-180). New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.
- Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (Hrsg.) (2007). *Strategien der Gewaltprävention im Kindes- und Jugendalter. Eine Zwischenbilanz in sechs Handlungsfeldern*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Archer, J. (2004). Sex Differences in Aggression in Real-World Settings: A Meta-Analytic Review. *Review of General Psychology*, 8(4), 291-322.
- Baier, D. (2008). *Delinquentes, dissoziales Verhalten, Waffen und Sachbeschädigung*. In H. Scheithauer, T. Hayer & K. Niebank (Hrsg.), *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter: Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention* (im Druck). Stuttgart: Kohlhammer.
- Baier, D. (2010). *Jugendkriminalität in Deutschland, Erkenntnisse der Hell- und Dunkelfeldforschung*. Hannover: KfN.
- Baier, D. & Pfeiffer, C. (2007). *Gewalttätigkeit bei deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen – Befunde der Schülerbefragung 2005 und Folgerungen für die Prävention*. KfN Forschungsberichte Nr. 100. Hannover.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Rabold, S. & Simonson, J. (2009). *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt, Erster Forschungsbericht*. Hannover: KfN.
- Baier, D., Rabold, S. & Doering, B. (2010). *Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt im Bundesland Sachsen-Anhalt*. Hannover: KfN.
- Baier, D., Rabold, S., Lüdders, S., Pfeiffer, C. & Windzio, M. (2006). *Gewalterfahrungen, Schuleschwänzen und Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen*. KfN-Materialien für die Praxis-Nr.3. Hannover.
- Baier, D. & Windzio, M. (2007). *Zur Entwicklung der Jugendgewalt seit 1998 in den Städten München, Stuttgart, Hannover und Schwäbisch Gmünd* (im Druck). Online: www.kfn.de/versions/kfn/assets/baier_windzio.pdf (Zugriff: 13.11.2007).
- Bannenberg, B. (2003). *Migration – Kriminalität – Prävention*. Gutachten zum 8. Deutschen Präventionstag. 28./29. April 2003 in Hannover.
- Baron, R.A., & Richardson, D.R. (1994). *Human Aggression*. 2nd edition. New York: Plenum Press.
- Beelmann, A. (2006). *Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen bei Kindern und Jugendlichen: Ergebnisse und Implikationen der integrativen Erfolgsforschung*. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 35(2), 151-162.
- Beelmann, A. (2009). The effects of preventing antisocial behavior and crime in childhood and adolescence: Results and implications of research reviews and meta-analyses. *European Journal of Developmental Science*, 3(3), 260–281.
- Beelmann, A. & Bogner, J. (2005). The effectiveness of parent training programs: A Meta-analysis on the prevention and treatment of antisocial behavior in children and adolescents. Paper presented at the Prevention Conference, Cologne, Germany, June 3rd-5th, 2005.
- Beelmann, A. & Raabe, T. (2007). *Dissoziales Verhalten von Kindern und Jugendlichen. Erscheinungsformen, Entwicklung, Prävention und Intervention*. Göttingen: Hogrefe.
- Beland, K. (1988). *Second Step. A violence-Prevention Curriculum. Grades 1-3*. Seattle: Committee for Children.
- Bennett, D.S. & Gibbons, T.A. (2000). Efficacy of child cognitive-behavioral interventions for antisocial behavior: A meta-analysis. *Child & Family Behavior Therapy*, 22(1), 1-15.
- Bensley, L. & Van Eenwyk, J. (2001). Video games and real-life aggression: review of the literature. *The Journal of Adolescent Health*, 29(4), 244-257.
- BGAG Institut Arbeit und Gesundheit der DGUV (Hrsg.). (2009): *Achtung in der Schule. Informationen für Lehrkräfte und Eltern*
- Bliesener, T., Beelmann, A., & Stemmler, M. (Eds.). (2012). *Antisocial behavior and crime. Contributions of developmental and evaluation research to prevention and intervention*. Göttingen: Hogrefe.
- Block et al. (2007). *Umfang, Struktur und Entwicklung von Jugendgewalt und -delinquenz in Hamburg 1997-2004*. Hamburg.
- Boers, K. & Reinecke, J. (Hrsg.). (2007). *Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse einer Münsteraner Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann.
- Boers, K., Reinecke, J. et. al. (2010). *Jugendkriminalität – Altersverlauf und Erklärungszusammenhänge – Ergebnisse der Duisburger Verlaufsstudie „Kriminalität in der modernen Stadt“*. *forum kriminalprävention*, 4/2010, 48-56.
- Bond, L.A. & Hauf, A.M.C. (2004). Taking Stock and Putting Stock in Primary Prevention: Characteristics of Effective Programs. *Journal of Primary Prevention*, 24(3), 199-221.
- Botvin, G.J., Mihalic, S.F. & Grotper, J.K. (1998). *Life Skills Training: Blueprints for Violence Prevention, Book Five. Blueprints for Violence Prevention Series* (D.S. Elliott, Series Editor). Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence, Institute of Behavioral Science, University of Colorado.
- Broidy, L.M., Nagin, D.S., Tremblay, R.E., Bates, J.E., Brame, B., Dodge, K.A., et al. (2003). *Developmental Trajectories of Childhood Disruptive Behaviors and Adolescent Delinquency: A Six-Site, Cross-National Study*. *Developmental Psychology*, 39(2), 222-245.
- Brower, M.C. & Price, B.H. (2001). Neuropsychiatry of frontal lobe dysfunction in violent and criminal behaviour: a critical review. *Journal of Neurology, Neurosurgery, and Psychiatry*, 71, 720-726.
- Browne, K.D. & Hamilton-Giachritsis, C. (2005). The influence of violent media on children and adolescents: a public-health approach. *Lancet*, 365(9460), 702-710.
- Bundeskriminalamt (Hrsg.). (2006). *Polizeiliche Kriminalstatistik 2006*. Wiesbaden: BKA.
- Bundeskriminalamt (Hrsg.). (2010). *Polizeiliche Kriminalstatistik 2009*. Wiesbaden: BKA.
- Bundesministerium des Inneren/Bundesministerium der Justiz (Hrsg.). (2006). *Zweiter Periodischer Sicherheitsbericht*. Berlin: BMI/BMJ.
- Bundesverband der Unfallkassen e.V. (Hrsg.). (2005). *Gewalt an Schulen. Ein empirischer Beitrag zum gewaltverursachten Verletzungsgeschehen an Schulen in Deutschland 1993-2003*
- Bushman, B.J. & Huesmann, L.R. (2006). Short-term and Long-term Effects of Violent Media on Aggression in Children and Adults. *Archives of Pediatrics & Adolescent Medicine*, 160, 348-352.
- Buss, A.H. (1961). *The psychology of aggression*. New York: Wiley.

- Chaiken, J., Chaiken, M. & Rhodes, W. (1994). Predicting Violent Behavior and Classifying Violent Offenders. *Understanding and Preventing Violence*, 4: Consequences and Control.
- Chesney-Lind, M. (2004). Girls and violence: Is the Gender Gap closing? Online: http://www.vawnet.org/DomesticViolence/Research/VAWnetDocs/AR_GirlsViolence.pdf (Zu-griff: 06.11.2006).
- Cicchetti, D. & Hinshaw, S.P. (2002). Development and Psychopathology: Editorial: Prevention and intervention science: Contributions to developmental theory. *Development and Psychopathology*, 14(4), 667-671.
- Cierpka, M. (2001). FAUSTLOS. Ein Curriculum zur Prävention von aggressivem und gewaltbereitem Verhalten bei Kindern der Klassen 1 bis 3. Göttingen.
- Cierpka, M. (2002). FAUSTLOS. Ein Curriculum zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen und zur Gewaltprävention für den Kindergarten. Heidelberg.
- Cohen, J. (1988). *Statistical power analysis for the behavioral sciences* (2nd ed.). Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Collaer, M.L. & Hines, M. (1995). Human behavioral sex differences: a role for gonadal hormones during early development? *Psychological Bulletin*, 118(1), 55-107.
- Cooper, W.O., Lutenbacher, M., & Faccia, K. (2000). Components of Effective Youth Violence Prevention Programs for 7- to 14-Year-Olds. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 154, 1134-1139.
- Cottle, C.C., Lee, R.J. & Heilbrun, K. (2001). The prediction of criminal recidivism in juveniles. A Meta-Analysis. *Criminal Justice and Behavior*, 28(3), 367-394.
- Conduct Problems Prevention Research Group (CPPRG) (2002). Using Fast Track randomized prevention trial to test the early-starter model of the development of serious conduct problems. *Development and Psychopathology*, 14, 925-943.
- Deegener, G. & Körner, W. (Hrsg.). (2011). *Gewalt und Aggression im Kindes- und Jugendalter: Ursachen, Formen, Intervention*. Weinheim: Beltz/PVU.
- Derzon, J.H. (1995). A Meta-Analysis of the Efficacy of Antecedent Behaviors, Characteristics, and Experiences for Predicting Later Violent Behavior. Presented at the annual meeting of the American Society of Criminology. Boston.
- Derzon, J.H. (1996). A meta-analysis of the efficacy of various antecedent behaviors, characteristics, and experiences for predicting later violent behavior. Unpublished Dissertation, The Claremont Graduate School, Claremont, California.
- Derzon, J.H. (2001). Antisocial behavior and the prediction of violence: A meta-analysis. *Psychology in the Schools*. Special Issue: Appraisal and prediction of school violence, 38(2), 93-106.
- Derzon, J.H., Wilson, S.J. & Cunningham, C.A. (1999). The effectiveness of school-based interventions for preventing and reducing violence. Nashville, TN: Center for Evaluation Research and Methodology, Vanderbilt Institute for Public Policy Studies. Online: www.hamfish.org (Zugriff: 1.11.2007).
- Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung e.V. (DGUV) (Hrsg.). (2011). IAG Report 1/2011. Evaluation von Präventionskampagnen. Die Teile analysieren, das Ganze besser sehen: Effekte von Kampagnen der Unfallversicherung messen. Berlin: DGUV.
- Dilling, H. & Freyberger, H.-J. (2006). *Weltgesundheitsorganisation. Taschenführer zur ICD-10-Klassifikation psychischer Störungen* (3. vollst. überarbeitete und erweiterte Aufl.). Bern: Hu-ber.
- Domitrovich, C.E. & Greenberg, M.T. (2000). The study of implementation: Current findings from effective programs that prevent mental disorders in school-aged children. *Journal of Educational & Psychological Consultation*, 11(2), 193-221.
- Dünkel, F. & Geng, B. (2002). *Gewalterfahrungen – gesellschaftliche Orientierungen und Risikofaktoren bei Jugendlichen in der Hansestadt Greifswald 1998-2002*. Greifswald.
- Durlak, J.A. (1997). *Successful prevention programs for children and adolescents*. New York: Plenum Press.
- Egeland, B. & Erickson, M.F. (2003). Lessons from STEEP – linking theory, research, and practice for the well-being of infants and parents. In A.J. Sameroff, S.C. McDonough & K.L. Rosenblum (Eds.), *Treating parent-infant relationship problems* (pp. 213-242). New York/London: The Guilford Press.

- Eisner, M., Jünger, R. & Greenberg, M. (2006). Gewaltprävention durch die Förderung emotionaler und sozialer Kompetenzen in der Schule: Das PATHS/PFAD Curriculum. *Praxis der Rechtspsychologie*, 16, 144-168.
- Eisner, M. & Ribeaud, D. (2007). Zur Evaluation von Gewaltpräventionsmaßnahmen. Drei Analysen zur Wirksamkeit von Interventionen. Forschungsbericht aus der Reihe z-proso, Zürcher Projekt zur sozialen Entwicklung von Kindern, Bericht Nr. 06. Zürich: Universität Zürich.
- Eisner, M., Ribeaud, D. & Bittel, S. (2006). *Prävention von Jugendgewalt. Wege zu einer evidenzbasierten Präventionspolitik*. Bern: Eidgenössische Ausländerkommission EKA.
- Elsner, E., Steffen, W. & Stern, G. (1998). *Kinder- und Jugendkriminalität in München: Untersuchung von Ausmaß und Ursachen des Anstiegs der Deliktzahlen im Bereich der Kinder- und Jugendkriminalität am Beispiel eines Großstadtpräsidiums*. München: Bayerisches Kriminalamt.
- Felner, R.D. & Adan, A.M. (1988). The School Transitional Environment Project: An ecological intervention and evaluation. In R.H. Price, E.L. Cowen, R.P. Lorion & J. Ramos-McKay (Eds.), *14 ounces of prevention: A casebook for practitioners* (pp. 111-122). Washington, DC: American Psychological Association.
- Galtung, J. (1997). Strukturelle Gewalt. In U. Albrecht & H. Volger (Hrsg.), *Lexikon der internationalen Politik* (pp. 475-479). München: Oldenbourg.
- Geiger, T.C., Zimmer-Gembeck, M.J. & Crick, N.R. (2004). The science of relational aggression. Can we intervene? In M.M. Moretti, C.L. Odgers & M.A. Jackson (Eds.), *Girls and aggression. Contributing factors and intervention principles* (pp. 27-40). New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.
- Gershoff, E.T. (2002). Corporal punishment by parents and associated child behaviors and experiences: a meta-analytic and theoretical review. *Psychological Bulletin*, 128(4), 539-579.
- Giordano, P.C., Cernkovich, S.A. & Rudolph, J.L. (2002). Gender, crime, and desistance: Toward a theory of cognitive transformation. *American Journal of Sociology*, 107, 990-1064.
- Görgen, T. et al. (2010). JuKrim2020 - Mögliche Entwicklungen der Jugend(gewalt)kriminalität in Deutschland - Szenarien, Trends, Prognosen 2010–2020.
- Gordon, R. (1983). An operational classification of disease prevention. *Public Health Report*, 98(2), 107-109.
- Greenberg, M.T., Kusché, C. & Mihalic, S.F. (1998). *Promoting Alternative Thinking Strategies (PATHS): Blueprints for Violence Prevention, Book Ten. Blueprints for Violence Prevention Series* (D.S. Elliott, Series Editor). Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence, Institute of Behavioral Science, University of Colorado.
- Hahn, R., Fuqua-Whitley, D., Wethington, H., Lowy, J., Crosby, A., Fullilove, M., et al. (2007). Effectiveness of universal school-based programs to prevent violent and aggressive behavior: A systematic review. *American Journal of Preventive Medicine*, 33(2), S114-s129.
- Hanewinkel, R. & Knaack, R. (1997a). *Mobbing: Gewaltprävention in Schulen in Schleswig-Holstein*. Kiel: GUVV und IPTS.
- Hanewinkel, R. & Knaack, R. (1997b). *Mobbing: eine Fragebogenstudie zum Ausmaß von Aggression und Gewalt an Schulen*. *Empirische Pädagogik*, 11, 403-422.
- Hanewinkel, R. & Knaack, R. (1999). *Prävention von Aggression und Gewalt an Schulen. Ergebnisse einer Interventionsstudie*. In H.G. Holtappels, W. Heitmeyer, W. Melzer & K.-J. Tillmann (Hrsg.), *Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention* (2., korr. Aufl., S. 299-313). Weinheim: Juventa.
- Harrendorf, S. (2007). *Rückfälligkeit und kriminelle Karrieren von Gewalttätern. Ergebnisse einer bundesweiten Rückfalluntersuchung*. Göttinger Studien zu den Kriminalwissenschaften. Göttingen: Universitätsverlag.
- Harvey, R.J., Fletcher, J. & French, D.J. (2001). Social reasoning: a source of influence on aggression. *Clinical Psychology Review*, 21(3), 447-469.
- Hawkins, J.D., Arthur, M.W. & Catalano, R.F. (1995). Preventing substance abuse. In M. Tonry & D.P. Farrington (Eds.), *Building a safer society. Crime justice* (pp. 343-427). Chicago: University of Chicago Press.

- Hawkins, J.D., Catalano, R.F. & Arthur, M.W. (2002). Promoting science-based prevention in communities. *Addictive Behaviors*, 27(6), 951-976.
- Hawkins, J.D., Herrenkohl, T.I., Farrington, D.P., Brewer, D., Catalano, R.F., Harachi, T.W., et al. (2000). Predictors of Youth Violence. *Juvenile Justice Bulletin*, 1-13.
- Heinrichs, N., Saßmann, H., Hahlweg, K. & Perrez, M. (2002). Prävention kindlicher Verhaltensstörungen. *Psychologische Rundschau*, 53(4), 170-183.
- Held, J., Bibouche, S., Schork, C. & Dirr, F. (2007). Kommunale Integrationsprojekte mit Migranten. Eine subjektorientierte Evaluation im Auftrag der LANDESSTIFTUNG Baden Württemberg. *Soziale Verantwortung & Kultur*, Nr. 2. Stuttgart: LANDESSTIFTUNG Baden-Württemberg gGmbH.
- Henggeler, S.W. & Borduin, C.M. (1990). *Family therapy and beyond: A multisystemic approach to treating the behavior problems of children and adolescents*. Pacific Grove, California: Brooks/Cole.
- Henggeler, S.W., Mihalic, S.F., Rone, L., Thomas, C. & Timmons-Mitchell, J. (1998). *Multisystemic Therapy: Blueprints for Violence Prevention, Book Six. Blueprints for Violence Prevention Series (D.S. Elliott, Series Editor)*. Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence, Institute of Behavioral Science, University of Colorado.
- Hinshaw, S.P. (1992). Externalizing behavior problems and academic underachievement in childhood and adolescence: causal relationships and underlying mechanisms. *Psychological Bulletin*, 111(1), 127-155.
- Hoffmann, J. (2006). *Stalking*. Berlin/Heidelberg: Springer Verlag.
- Honkanen-Schoberth, P. (2003). *Starke Kinder brauchen starke Eltern. Der Elternkurs des Deutschen Kinderschutzbundes (2. Aufl.)*. Freiburg: Urania.
- Howell, J. C. (1998). *Youth Gangs: An Overview*. *Juvenile Justice Bulletin*. Youth Gang Series.
- Hubbard, D.J. & Pratt, T.C. (2002). A meta-analysis of the predictors of delinquency among girls. *Journal of Offender Rehabilitation*, 34(3), 1-13.
- Ireland, T., Smith, C.A. & Thornberry, T.P. (2002). Developmental issues in the impact of child maltreatment on later delinquency and drug use. *Criminology*, 40(2), 359-399.
- Iltel, A., Bergann, S. & Scheithauer, H. (2008). Aggressives und gewalttätiges Verhalten von Mädchen. In H. Scheithauer, T. Hayer & K. Niebank (Hrsg.), *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter: Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention (im Druck)*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Jugert, G., Scheithauer, H., Notz, P. & Petermann, F. (2000). Geschlechterunterschiede im Bullying: Indirekt-/relational- und offen-aggressives Verhalten unter Jugendlichen. *Kindheit und Entwicklung*, 9, 231-240.
- Kitzmann, K.M., Gaylord, N.K., Holt, A.R. & Kenny, E.D. (2003). Child witnesses to domestic violence: a meta-analytic review. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 71(2), 339-352.
- Knorz, C. & Zapf, D. (1996). Mobbing – eine extreme Form sozialer Stressoren am Arbeitsplatz. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 40, 12-21.
- Krahé, B. & Greve, W. (2002). Aggression und Gewalt: Aktueller Erkenntnistand und Perspektiven künftiger Forschung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 33, 123-142.
- Kruttschnitt, C. (1994). Gender and interpersonal violence. In A. Reiss & J. Roth (Eds.), *Understanding and preventing violence, Vol.3. Social influences (pp. 293-376)*. Washington: National Academy of Sciences Press.
- Kunczik, M. (1998). *Gewalt und Medien*. Köln: Böhlau Verlag.
- Lamnek, S. (1998). Kriminalität. In B. Schäfers & W. Zapf (Hrsg.), *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands (pp. 382-393)*. Opladen: Leske und Budrich.
- Leschied, A.W., Cummings, A.L., Van Brunschot, M., Cunningham, A. & Saunders, A. (2001). Aggression in Adolescent Girls: Implications for Policy, Prevention, and Treatment. *Canadian Psychology*, 42(3), 200-215.
- Levene, K.S., Walsh, M.M., Augimeri, L.K. & Pepler, D.J. (2004). Linking identification and treatment of early risk factors for female delinquency. In M.M. Moretti, C.L. Odgers & M.A. Jackson (Eds.), *Girls and aggression. Contributing factors and intervention principles (pp. 147-164)*. New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.

- Limbos, M.A., Chan, L.S., Warf, C., Schneir, A., Iverson, E., Shekelle, P., et al. (2007). Effectiveness of Interventions to Prevent Youth Violence. A Systematic Review. *American Journal of Preventive Medicine*, 33(1), 65-74.
- Lipsey, M.W. & Derzon, J.H. (1998). Predictors of violent or serious delinquency in adolescence and early adulthood: A synthesis of longitudinal research. In R. Loeber & D.P. Farrington (Eds.), *Serious & violent juvenile offenders: Risk factors and successful interventions*. (pp. 86-105): Sage Publications, Inc, Thousand Oaks, CA, US.
- Lipsey, M.W., Landenberger, N.A. & Wilson, S.J. (2007). Effects of cognitive-behavioral programs for criminal offenders. A Campbell Collaboration systematic review. Online: http://www.campbellcollaboration.org/doc-pdf/lipsey_CBT_finalreview.pdf (Zugriff: 26.10.2007).
- Lipsey, M.W., Wilson, D.B., Cohen, M.A. & Derzon, J.H. (1997). Is there a Causal Relationship between Alcohol Use and Violence? A Synthesis of Evidence. In M. Galanter (Ed.), *Recent Developments in Alcoholism (Vol. 13: Alcoholism and Violence)*. New York: Plenum Press.
- Loeber, R. & Dishion, T. (1983). Early predictors of male delinquency: a review. *Psychological Bulletin*, 94(1), 68-99.
- Loeber, R. & Farrington, D.P. (2000). Young children who commit crime: epidemiology, developmental origins, risk factors, early interventions, and policy implications. *Development and Psychopathology*, 12, 737-762.
- Lorber, M.F. (2004). Psychophysiology of aggression, psychopathy, and conduct problems: a meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 130(4), 531-552.
- Lösel, F. (2006). Bestandsaufnahme und Evaluation von Angeboten im Elternbildungsbereich: Abschlussbericht. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.). Online: <http://www.bmfsfj.de/doku/elternbildungsbereich/> (Zugriff: 26.10.2007).
- Lösel, F., Averbach, M. & Bliesener, T. (1997). Gewalt zwischen Schülern der Sekundarstufe: Eine Unterscheidung zur Prävalenz und Beziehung zu allgemeiner Aggressivität und Delinquenz. *Empirische Pädagogik*, 11, 327-349.
- Lösel, F. & Beelmann, A. (2003). Effects of child skills training in preventing antisocial behavior: A systematic review of randomized evaluations. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 587, 84-109.
- Lösel, F., Beelmann, A., Stemmler, M. & Jaurisch, S. (2006). Prävention von Problemen des Sozialverhaltens im Vorschulalter. Evaluation des Eltern- und Kindertrainings EFFEKT. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 35, 127-139.
- Lösel, F. & Plankensteiner, B. (2005). Campbell Collaboration on Crime and Justice zum Thema: Präventionseffekte sozialer Kompetenztrainings für Kinder. *Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention (Hrsg.)*. Online: http://www.kriminalpraevention.de/downloads/as/evaluation/Soziale_Kompetenztrainings.pdf (Zugriff 29.10.2007).
- Maughan, D.R., Christiansen, E., Jenson, W.R., Olympia, D. & Clark, E. (2005). Behavioral Parent Training as a Treatment for Externalizing Behaviors and Disruptive Behavior Disorders: A Meta-Analysis. *School Psychology Review*, 34(3), 267-286.
- Mayer, H., Heim, P. & Scheithauer, H. (2007). *Papilio. Ein Programm für Kindergärten zur Primärprävention von Verhaltensproblemen und zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenz. Ein Beitrag zur Sucht- und Gewaltprävention. Theorie und Grundlagen*. Augsburg: beta Instituts Verlag.
- McCart, M.R., Priester, P.E., Davies, W.H. & Azen, R. (2006). Differential Effectiveness of Behavioral Parent-Training and Cognitive-Behavioral Therapy for Antisocial Youth: A Meta-Analysis. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 34(4), 527-543.
- McGill, D.E., Mihalic, S.F. & Grotzger, J.K. (1998). *Big Brothers Big Sisters of America: Blueprints for Violence Prevention, Book Two. Blueprints for Violence Prevention Series (D.S. Elliott, Series Editor)*. Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence, Institute of Behavioral Science, University of Colorado.
- Meyer, A., Schindler, V., Bässmann, J., Marks, E. & Linssen, R. (2005). The Beccaria Standards for ensuring quality in crime prevention projects. In E. Marks, A. Meyer & R. Linssen (Eds.), *Quality in crime prevention (pp. 201-209)*. Hannover: Landespräventionsrat Niedersachsen.

- Meyer, H., Heim, P. & Scheithauer, H. (2007). Papilio. Ein Programm für Kindergärten zur Primärprävention von Verhaltensproblemen und zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen. Ein Beitrag zur Sucht- und Gewaltprävention. Theorie und Grundlagen. Augsburg: beta Instituts Verlag.
- Mihalic, S., Fagan, A. A., Irwin, K., Ballard, D., & Elliott, D. (2004). Blueprints for Violence Prevention. Washington, D.C.: Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention.
- Miles, D.R. & Carey, G. (1997). Genetic and environmental architecture of human aggression. *Journal of Personality and Social Psychology*, 72(1), 207-217.
- Moffitt, T.E. (1990). Juvenile delinquency and attention deficit disorder: boys' developmental trajectories from age 3 to age 15. *Child Development*, 61(3), 893-910.
- Moffitt, T.E., Caspi, A., Dickson, N., Silva, P. & Stanton, W. (1996). Childhood-onset versus adolescent-onset antisocial conduct problems in males: Natural history from ages 3 to 18 years. *Development and Psychopathology*, 8(2), 399-424.
- Moffitt, T.E., Caspi, A., Harrington, H. & Milne, B.J. (2002). Males on the life-course-persistent and adolescence-limited antisocial pathways: Follow-up at age 26 years. *Development and Psychopathology*, 14, 179-207.
- Molnar, B.E., Browne, A., Cerda, M. & Buka, S. L. (2005). Violent behavior by girls reporting violent victimization: a prospective study. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 159(8), 731-739.
- Mrazek, P.J. & Haggerty, R.J. (1994). Reducing risks for mental disorders: Frontiers for preventive intervention research. Committee on Prevention of Mental Disorders, Institute of Medicine. Washington DC: National Academy Press.
- Hann, D.M. (Ed.) (2001). Taking Stock of Risk Factors for Child/Youth Externalizing Behavior Problems: National Institute of Mental Health (NIMH). Online: http://eric.ed.gov/ERICDocs/data/ericdocs2s ql/content_storage_01/0000019b/80/1a/ce/6a.pdf (Zugriff: 15.11.2007).
- Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention (OJJDP) (1998). Guiding principles of promising female programming: An inventory of best practices. Washington, DC: OJJDP. Online: <http://ojjdp.ncjrs.org/pubs/principles/contents.html> (Zugriff: 15.11.2007)
- Olds, D., Hill, P., Mihalic, S. & O'Brien, R. (1998). Prenatal and Infancy Home Visitation by Nurses: Blueprints for Violence Prevention, Book Seven. Blueprints for Violence Prevention Series (D.S. Elliott, Series Editor). Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence, Institute of Behavioral Science, University of Colorado.
- Olds, D.L. (2002). Prenatal and infancy home visiting by nurses: From randomized trials to community replication. *Prevention Science*, 3(3), 153-172.
- Olds, D.L. (2006). The nurse-family partnership: An evidence-based preventive intervention. *Infant Mental Health Journal*, 27(1), 5-25.
- Olds, D.L. (2007). Preventing crime with prenatal and infancy support of parents: The Nurse-Family Partnership. *Victims & Offenders*, 2(2), 205-225.
- Olweus, D. (1991). Bully/victim Problems Among School Children: Basic facts and effects of an intervention program. In D. J. Pepler & K.H. Rubin (Eds.), *The development and treatment of childhood aggression* (pp. 411-448). Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Olweus, D. (1996). *Gewalt in der Schule: was Lehrer und Eltern wissen sollten- und tun können* (2. korr. Aufl.). Bern: Huber.
- Ortiz, J. & Raine, A. (2004). Heart rate level and antisocial behavior in children and adolescents: A meta-analysis. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 43(2), 154-162.
- Pepler, D.J., Walsh, M.M. & Levene, K.S. (2004). Interventions for aggressive girls. Tailoring and measuring the fit. In M.M. Moretti, C.L. Odgers & M.A. Jackson (Eds.), *Girls and aggression. Contributing factors and intervention principles*. (pp. 131-146). New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.
- Petermann, F., Kusch, M. & Niebank, K. (1998). *Entwicklungspsychopathologie. Ein Lehrbuch*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

- Petermann, F., Niebank, K. & Scheithauer, H. (2004). *Entwicklungswissenschaft. Entwicklungspsychologie – Genetik – Neuropsychologie*. Berlin: Springer.
- Petrosino, A., Turpin-Petrosino, A. & Buehler, J. (2003). 'Scared Straight' and other juvenile awareness programs for preventing juvenile delinquency (Updated C2 Review). In *The Campbell Collaboration Reviews of Intervention and Policy Evaluations (C2-RIPE)*. Philadelphia, Pennsylvania: Campbell Collaboration.
- Plück, J., Wiczorrek, E., Wolf Metternich, T. & Döpfner, M. (2006). *Präventionsprogramm für Expansives Problemverhalten (PEP). Ein Manual für Eltern- und Erziehergruppen*. Göttingen: Hogrefe.
- Preiser, S. & Wagner, U. (2003). *Gewaltprävention und Gewaltverminderung: Qualitätskriterien für Präventions- und Interventionsprogramme*. Report Psychologie, 28, 660-666.
- Raine, A. & Mednick, S.A. (1989). Biosocial longitudinal research into antisocial behavior. *Revue d'épidemiologie et de sante publique*, 37(5-6), 515-524.
- Ramirez, J.M. (2003). Hormones and aggression in childhood and adolescence. *Aggression and Violent Behavior*, 8(6), 621-644.
- Rappaport, N. & Thomas, C. (2004). Recent research findings on aggressive and violent behavior in youth: implications for clinical assessment and intervention. *The Journal of Adolescent Health*, 35(4), 260-277.
- Ravens-Sieberer, U., Wille, N., Bettge, S. & Erhart, M. (2007). *Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse aus der BELLA-Studie im Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS)*. Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz, 50, 871-878.
- Reid, J.B. & Eddy, J.M. (1997). The Prevention of Antisocial Behavior: Some Considerations in the Search for Effective Interventions. In D.M. Stoff, J. Breiling & J.D. Maser (Eds.), *Handbook of Antisocial Behavior* (pp. 343-356). New York: Wiley.
- Reynolds, A.J., Temple, J.A., Ou, S., Robertson, D.L., Mersky, J.P., Topitzes, J.W., et al. (2007). Effects of a School-Based, Early Childhood Intervention on Adult Health and Well-being: A 19-Year Follow-up of Low-Income Families. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 161(8), 730-739.
- Rhee, S.H. & Waldman, I.D. (2002). Genetic and environmental influences on antisocial behavior: a meta-analysis of twin and adoption studies. *Psychological Bulletin*, 128(3), 490-529.
- Rössner, D., Bannenberg, B. & Coester, M. (2002). *Düsseldorfer Gutachten: Leitlinien wirkungsorientierter Kriminalprävention. Zusammenfassung des Gutachtens*, hrsg. von der Landeshauptstadt Düsseldorf. Düsseldorf: Eigenverlag des Arbeitskreises Vorbeugung und Sicherheit 2002. Online: <http://www.duesseldorf.de/download/dgll.pdf> (Zugriff: 11.10.2007).
- Sampson, R.J. & Lauritsen, J.L. (1994). Violent Victimization and Offending: Individual-, Situational-, and Community-Level Risk Factors. *Understanding and Preventing Violence*, 3: Social Influences, 1-114.
- Sanders, M. R. (1999). Triple P-Positive Parenting Program: Towards an empirically validated multi-level parenting and family support strategy for the prevention of behavior and emotional problems in children. *Clinical Child and Family Psychology Review*, 2(2), 71-90.
- Sann, A. & Thrum, K. (2005). *Opstapje- Schritt für Schritt. Praxisleitfaden*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Saß, H., Wittchen, H.U., Zaudig, M. & Huber, I. (2003). *Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen. Textrevision (DSM-IV-TR)*. Göttingen: Hogrefe.
- Savage, J. (2004). Does viewing violent media really cause criminal violence? A methodological review. *Aggression and Violent Behavior*, 10(1), 99-128.
- Schäfer, M. (1996). *Aggression unter Schülern*. Report Psychologie, 50, 700-711.
- Scheithauer, H. (2003). *Aggressives Verhalten von Jungen und Mädchen*. Göttingen: Hogrefe.
- Scheithauer, H. (2005). Lästern, soziale Manipulation, Gerüchte verbreiten, Ausschließen – (geschlechtsspezifische) Formen aggressiven Verhaltens? In I. Seiffge-Krenke (Hrsg.), *Aggressionsentwicklung zwischen Normalität und Pathologie* (Vol. 66-87). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Scheithauer, H. & Bull, H.D. (2008). fairplayer.manual: Förderung von sozialen Kompetenzen und Zivilcourage – Prävention von Bullying und Schultgewalt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Scheithauer, H. & Hayer, T. (2008). Bullying. In G.W. Lauth, F. Linderkamp, S. Schneider & U. Brack (Hrsg.), *Verhaltenstherapie mit Kindern und Jugendlichen*, 2. Aufl. (im Druck). Weinheim: PVU.
- Scheithauer, H., Hayer, T. & Bull, H.D. (2007). Gewalt an Schulen am Beispiel von Bullying. Aktuelle Aspekte eines populären Themas. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 38, 141-152.
- Scheithauer, H., Hayer, T., Jugert, C. & Petermann, F. (2006). Physical, verbal, and relational forms of bullying among German students: Age trends, gender differences, and correlates. *Aggressive Behavior*, 32(3), 261-275.
- Scheithauer, H., Hayer, T. & Niebank, K. (2008). Problemverhaltensweisen und Risikoverhalten im Jugendalter – Ein Überblick (im Druck). In H. Scheithauer, T. Hayer & K. Niebank (Hrsg.), *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter: Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention* (im Druck). Stuttgart: Kohlhammer.
- Scheithauer, H., Hayer, T. & Petermann, F. (2003). Bullying unter Schülern. Erscheinungsformen, Risikobedingungen und Interventionskonzepte. Göttingen: Hogrefe.
- Scheithauer, H., Malti, T. & Noam, G.G. (Special Issue Editor). (2009). Developmentally appropriate preventive interventions for antisocial behavior in childhood and adolescence. *European Journal of Developmental Science*, 3, Issue 3.
- Scheithauer, H., Mehren, F. & Petermann, F. (2003). Entwicklungsorientierte Prävention von aggressiv-dissozialem Verhalten und Substanzmissbrauch. *Kindheit und Entwicklung*, 12(2), 84-99.
- Scheithauer, H., Niebank, K. & Petermann, F. (2000). Biopsychosoziale Risiken in der frühkindlichen Entwicklung: Das Risiko- und Schutzfaktorenkonzept aus entwicklungspsychopathologischer Sicht. In F. Petermann, K. Niebank & H. Scheithauer (Hrsg.), *Risiken in der frühkindlichen Entwicklung. Entwicklungspsychopathologie der ersten Lebensjahre* (S. 65-97). Göttingen: Hogrefe.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (1999). Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. *Kindheit und Entwicklung*, 8, 3-14.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (2000). Aggression. In F. Petermann (Hrsg.), *Lehrbuch der Klinischen Kinderpsychologie und -psychotherapie* (4 Aufl., S. 192-230). Göttingen: Hogrefe.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (2002). Prädiktion aggressiv-dissozialen Verhaltens: Entwicklungsmodelle, Risikobedingungen und Multiple-Gating-Screening. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 10(3), 121-140.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (2004). Aggressiv-dissoziales Verhalten im Kindes- und Jugendalter. In F. Petermann, K. Niebank & H. Scheithauer (Hrsg.), *Entwicklungswissenschaft. Entwicklungspsychologie – Genetik – Neuropsychologie* (pp. 367-410). Berlin: Springer.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (2006). Wirksame und effektive psychotherapeutische Interventionen im Kindesalter. In F. Petermann (Hrsg.), *Kinderverhaltenstherapie – Grundlagen, Anwendungen und Ergebnisse* (3., aktual. & vollst. überarb. Aufl.) (S. 207-232). Baltmannsweiler: Schneider.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (2010). Entwicklungsmodelle aggressiv-dissozialen Verhaltens und ihr Nutzen für Prävention und Behandlung. *Kindheit und Entwicklung*, 19, 209-217.
- Scheithauer, H., Petermann, F., Meyer, G. & Hayer, T. (2005). Entwicklungsorientierte Prävention von Substanzmissbrauch und problematischem Spielverhalten im Kindes- und Jugendalter. In R. Schwarzer (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung. Serie X: Gesundheitspsychologie. Band 1: Gesundheitspsychologie* (S. 503-523). Göttingen: Hogrefe.
- Schinke, S.P., Orlandi, M.A. & Cole, K. C. (1992). Boys & girls clubs in public housing developments: Prevention services for youth at risk. *Journal of Community Psychology*, 118-128.
- Schlack, R. & Hölling, H. (2007). Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen im subjektiven Selbstbericht. Erste Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS). (Vol. 50). Berlin: Springer.
- Schultze-Krumbholz, A. & Scheithauer, H. (2010). Cyberbullying unter Kindern und Jugendlichen in Deutschland. *Psychosozial*, 33(Nr. 122), 79-90.

- Schweinhart, L.J., Barnes, H.V. & Weikart, D.P. (1993). Significant Benefits. The High-Scope Perry Preschool Study Through Age 27. Michigan: The High Scope Educational Research Foundation.
- Selg, H., Mees, U. & Berg, D. (1997). *Psychologie der Aggressivität* (2. überarbeitete Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Seligman, M.E.P. (1995). The effectiveness of psychotherapy: The Consumer Reports study. *American Psychologist*, 50(12), 965-974.
- Serketich, W.J. & Dumas, J.E. (1996). The effectiveness of behavioral parent training to modify antisocial behavior in children: A meta-analysis. *Behavior Therapy*, 27(2), 171-186.
- Sherman, L.W., Farrington, D.P., Welsh, B.C. & MacKenzie, D.L. (2002). *Evidence-Based Crime Prevention*. London: Routledge.
- Sherman, L.W., Gottfredson, D., MacKenzie, D., Eck, J., Reuter, P. & Bushway, S. (1998). Preventing Crime: What works, what doesn't, what's promising. A Report for the National Institute of Justice. Online: <http://www.ncjrs.org/works> (Zugriff: 11.10.2007).
- Sherry, J.L. (2001). The effects of violent video games on aggression: A meta-analysis. *Human Communication Research*, 27(3), 409-431.
- Silverthorn, P. & Frick, P.J. (1999). Developmental pathways to antisocial behavior: the delayed-onset pathway in girls. *Development and Psychopathology*, 11(1), 101-126.
- Silverthorn, P., Frick, P.J. & Reynolds, R. (2001). Timing of Onset and Correlates of Severe Conduct Problems in Adjudicated Girls and Boys. *Journal of Psychopathology and Behavioral Assessment*, 23(3), 171-181.
- Spieß, G. (2010). Jugendkriminalität in Deutschland – zwischen Fakten und Dramatisierung - Kriminalstatistische und kriminologische Befunde, Konstanz 6/2010.
- Spröber, N., Schlottke, P.F. & Hautzinger, M. (2006). ProACT + E: Ein Programm zur Prävention von „bullying“ an Schulen und zur Förderung der positiven Entwicklung von Schülern: Evaluation eines schulbasierten, universalen, primärpräventiven Programms für weiterführende Schulen unter Einbeziehung von Lehrern, Schülern und Eltern. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 2, 140-150.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2007). *Fachserie 10, Reihe 3. Rechtspflege. Strafverfolgung*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Steffen, W. (2007). Jugendkriminalität und ihre Verhinderung zwischen Wahrnehmung und empirischen Befunden. Gutachten zum 12. Deutschen Präventionstag am 18. und 19. Juni in Wiesbaden. Kongresskatalog, Hannover, S. 181-227.
- Sternberg, K.J., Baradaran, L.P., Abbott, C.B., Lamb, M.E. & Guterman, E. (2006). Type of violence, age, and gender differences in the effects of family violence on children's behavior problems: A mega-analysis. *Developmental Review*, 26, 89-112.
- Stoff, D.M., Breiling, J. & Maser, J.D. (1997). *Handbook of antisocial behavior*. New York: Wiley.
- Stormont, M. (1998). Family factors associated with externalizing disorders in preschoolers. *Journal of Early Intervention*, 21(3), 232-251.
- Tarter, R.E., Kirisci, L., Vanyukov, M., Cornelius, J., Pajer, K., Shoal, G.D., et al. (2002). Predicting adolescent violence: Impact of family history, substance use, psychiatric history, and social adjustment. *American Journal of Psychiatry*, 159(9), 1541-1547.
- Thornberry, T.P., Ireland, T.O. & Smith, C.A. (2001). The importance of timing: the varying impact of childhood and adolescent maltreatment on multiple problem outcomes. *Development and Psychopathology*, 13(4), 957-979.
- Tillmann, K.-J., Holler-Nowitzki, B., Holtappels, H.G., Meier, U. & Popp, U. (1999). Schüलगewalt als Schulproblem. Verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven. Weinheim: Juventa.
- Tremblay, R.E. & Craig, W.M. (1995). Developmental crime prevention. In M. Tonry & D.P. Farrington (Eds.), *Building a safer society: Strategic approaches to crime prevention* (pp. 151-236). Chicago: The University of Chicago Press.

- Tremblay, R.E., LeMarquand, D. & Vitaro, F. (1999). The prevention of oppositional defiant disorder and conduct disorder. In H.C. Quay & A. E. Hogan (Eds.), *Handbook of disruptive behavior disorders* (pp. 525-555). New York: Kluwer Academic / Plenum.
- Underwood, M. K. & Coie, J.D. (2004). Future directions and priorities for prevention and intervention. In M. Putallaz & K.L. Bierman (Eds.), *Aggression, antisocial behavior, and violence among girls. A developmental perspective* (pp. 289-301). New York: Guilford.
- Uslucan, H.-H. (2008). Gewaltbelastungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In H. Scheithauer, T. Hayer & K. Niebank (Hrsg.), *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter: Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention* (im Druck). Stuttgart: Kohlhammer.
- Wahl, K. (2009). *Aggression und Gewalt: Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Überblick*. München: Spektrum.
- Webster-Stratton, C., Mihalic, S., Fagan, A., Arnold, D., Taylor, T. & Tingley, C. (2001). *The Incredible Years: Parent, Teacher and Child Training Series: Blueprints for Violence Prevention, Book Eleven. Blueprints for Violence Prevention Series* (D.S. Elliott, Series Editor). Boulder, CO: Center for the Study and Prevention of Violence, Institute of Behavioral Science, University of Colorado.
- Webster-Stratton, C. & Taylor, T. (2001). Nipping early risk factors in the bud: Preventing substance abuse, delinquency, and violence in adolescence through interventions targeted at young children (0 to 8 Years). *Prevention Science*, 2(3), 165-192.
- Weinert, N.A., Zahn, M.A. & Sagi, R.J. (1990). *Violence: Patterns, causes, public policy*. San Diego, CA: Harcourt Brace Jovanovich.
- Weisz, J.R., Weiss, B., Han, S.S., Granger, D.A. & Morton, T. (1995). Effects of psychotherapy with children and adolescents revisited: A meta-analysis of treatment outcome studies. *Psychological Bulletin*, 117(3), 450-468.
- Wells, K.B. (1999). Treatment research at the crossroads: The scientific interface of clinical trials and effectiveness research. *American Journal of Psychiatry*, 156, 5-10.
- Werner, N.E., Bigbee, M.A. & Crick, N.R. (1999). Aggression und Viktimisierung in Schulen: „Chancengleichheit“ für aggressive Mädchen. . In M. Schäfer & D. Frey (Hrsg.), *Aggression und Gewalt unter Kindern und Jugendlichen* (pp. 153-177). Göttingen: Hogrefe.
- Westrup, D. (1998). Applying functional analysis to stalking behaviour. In J. R. Meloy (Ed.), *The psychology of stalking: Clinical and Forensic Perspectives* (pp. 275-294). San Diego: Academic Press.
- Wilson, D.B., Gottfredson, D.C. & Najaka, S.S. (2001). School-based prevention of problem behaviors: A meta-analysis. *Journal of Quantitative Criminology*, 17(3), 247-272.
- Wilson, S.J. & Lipsey, M.W. (2007). School-based interventions for aggressive and disruptive behavior: Update of a meta-analysis. *American Journal of Preventive Medicine*, 33(2), 130-143.
- Wolke, D. & Stanford, K. (1999). Bullying in school children. In D. Messar & S. Millar (Eds.), *Exploring developmental psychology: From infancy to adolescence* (pp. 341-360). London: Hodder Arnold.
- Yoon, J., Hughes, J., Gaur, A. & Thompson, B. (1999). Social cognition in aggressive children: A meta-analytic review. *Cognitive and Behavioral Practice*, 6(4), 320-331.

Layoutgestaltung: www.jmp-media.de
Druck und Weiterverarbeitung: www.druckerei-paffenholz.de

Bildquellen Cover: www.fotolia.de
Himmel mit Luftballons © Wolfgang Cibura
Springende Jungen und Mädchen © DN
Pure Lebensfreude © Klaus-Peter Adler

Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention

c/o Bundesministerium des Innern

Graurheindorfer Straße 198

53117 Bonn

www.kriminalpraevention.de

e-Mail: dfk@bmi.bund.de

